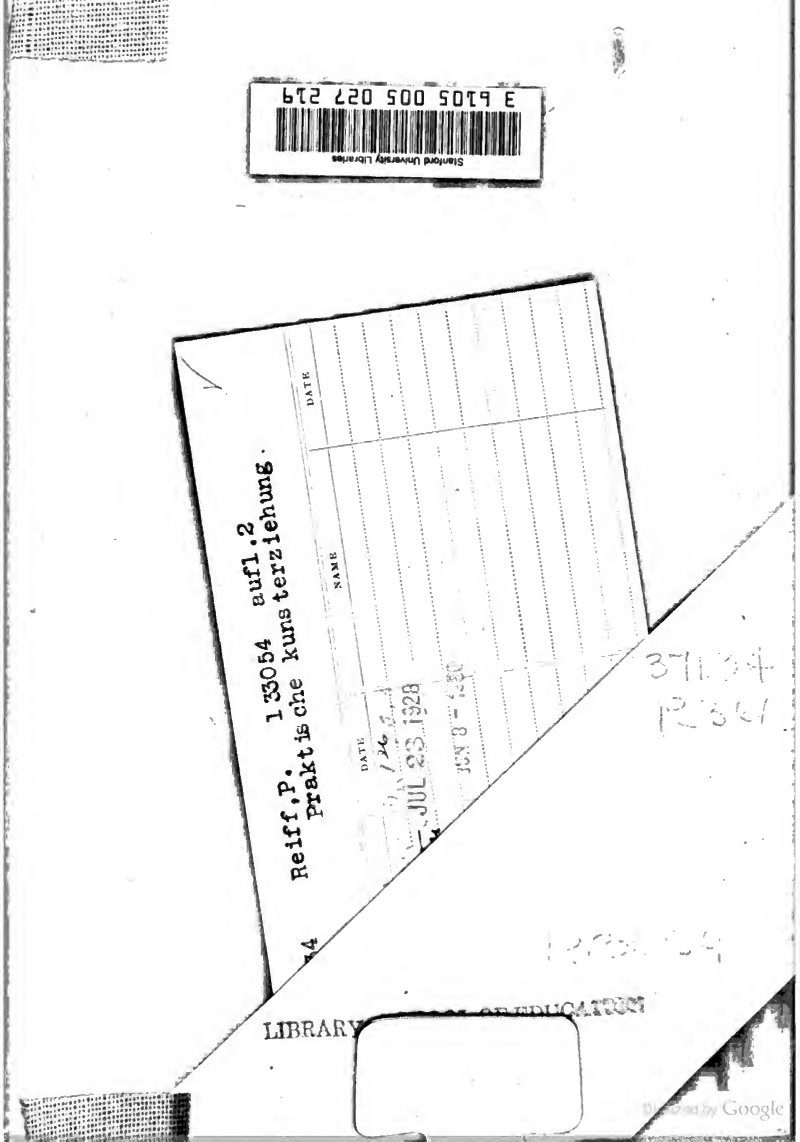
Praktische Kunsterziehu...

Paul Reiff


3 6105 005 027 219
Stanford University Libraries
Reiff, P. 1 33054 aufl.2
Praktische kunsterziehung
DATE
NAME
DATE
JUL 23 1928
LIBRARY
Digitized by Google





Praktische Kunsterziehung

Neue Bahnen im Aufsatzunterricht

150 Schüleraufsätze, von den Schülern selbst ausgearbeitet, nebst einer methodischen Abhandlung über den Aufsatzunterricht

Von

Paul Reiff

Lehrer und Hausvater an der Rettungsanstalt Paulinenpflege in Winnenden, Württemberg

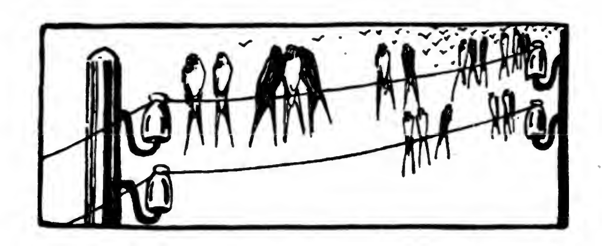
Mit Buchschmuck von Fr. Lang

Zweite Auflage

1907

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner



Vorrede.

Mit großer Freude gebe ich auf Wunsch des Herrn Verfassers diesem Büchlein ein empfehlendes Begleitwort auf den Weg mit in der Hoffnung, daß es eines solchen bald nicht mehr bedürfen werde. Ist doch der Kampf, der da mit so frischem Mut aufgenommen wird, derselbe, den ich früher jahrelang geführt habe, als ich, im Schulaufsichtsamt stehend, in steigendem Maß erkannte, wie sehr die heute noch herrschende Art des Aufsatzunterrichts in der Volksschule krankt an der Beschränkung auf die Reproduktion, an der „Gründlichkeit" der Vorbereitung, an der Pedanterie der Korrektur. Ein Artikel, der, vor Jahren in der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung erschienen, eine Sammlung von Aufsatzthemen enthält, wie sie in italienischen Schulen gegeben werden, hatte mich besonders veranlaßt, mich und manche Lehrer zu fragen: „Sind solche oder ähnliche Themen in unserer Volksschule nicht auch möglich?" Allgemein war die Antwort: „Unmöglich! Unsern Kindern fehlt die Phantasie und fehlt die Handhabung unserer Sprache, in der sie sich bewegen, wie David in der Rüstung Sauls." Ein Blick in die vorliegende Sammlung, in der besonders die unter Abschnitt III gegebenen Aufsätze jenen italienischen Themen gleichen, macht klar, daß auch unsere Jugend nicht ganz phantasielos ist, und daß sie nicht unfähig ist zu sagen, was sie denkt, wenn man sie nur sagen läßt, was sie denkt, und sie nicht nötigt, das zu sagen, was der Lehrer denkt.

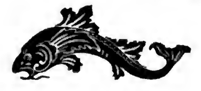
Schon ein oberflächlicher Blick in das Buch wird jeden belehren, daß hier nicht ein Hilfsmittel dargeboten wird, das dem Lehrer die Mühe der Vorbereitung auf eine Unterrichtsstunde ersparen soll. Dazu ist es schon viel zu individuell gehalten. Aber das Bedeutungsvollste an der Arbeit sehe ich in den Fragen, die das Büchlein in jedem Leser aufregen, in den Versuchen, zu denen es unsere Lehrer aufmuntern muß. Herzerfrischend ist vor allem, wie frei von jeder schulmeisternden Pedanterie der Verfasser zu uns und zu seinen Kindern redet; man wird nicht selten an die grünen Blätter von Ziegler in Wilhelmsdorf erinnert. Freilich Bedenken genug werden in vielen Herzen und Köpfen aufsteigen: Kann ein solcher Betrieb des Aufsatzunterrichts auch durchgeführt werden, wenn man 60 und 80 Schüler hat, anstatt der kleinen Schulklassen, an denen der Verfasser wirkte und wirkt? Ist es berechtigt, das Schwäbische so herrschen zu lassen, ist nicht ein Hauptzweck des Aufsatzunterrichts, die Kinder Hochdeutsch zu lehren, ist nicht der Lehrer wenigstens verpflichtet, streng schriftdeutsch zu reden und sich auszudrücken? Wie sahen die Korrekturen der Aufsätze aus? Was stand in den Heften, ehe sie korrigiert waren? Was für Arbeiten lieferten die unbegabten Schüler? Es ist jedenfalls von größtem Wert, daß der Verfasser nicht nur eine Sammlung von Themen, Dispositionen oder eigenen Aufsätzen gibt, sondern daß er Aufsätze gibt, die, wie er versichert, ausschließlich Arbeiten seiner Schüler sind; diese Kinderaufsätze zeigen uns namentlich das, wieviel der Lehrer unverbessert stehen lassen soll.

So ist's nun freilich ein Büchlein geworden, das ein durch und durch schwäbisches Gepräge an sich trägt, aber eben damit bietet es einen beherzigenswerten Versuch, die heutzutage soviel gesuchte und gerühmte „Heimatkunst" in die Volksschule einzuführen.

Möge das Buch viele Leser finden, die sich's nicht verdrießen lassen, in gleicher Richtung eigene Versuche anzustellen!

Stuttgart, den 18. August 1905.

Oberinspektor Dr. Lempp.



Inhaltsübersicht.

III. Dichterische Produktionen.

a) Erzählungen.

b) Personifizierungen aus der Natur (Fabeln).

IV. Eigene Produktionen.





I. Über den Aufsatzunterricht.

„Nicht der Schule, sondern dem Leben!" lautet einer der pädagogischen Fundamentallehrsätze. Nicht der Schule, sondern dem Leben soll die Arbeit der Schule gelten, d. h. sie soll sich nicht selbst genug sein, sondern soll sich stets als Dienende betrachten, der die hohe Aufgabe gestellt ist, Menschen für das Leben auszurüsten. Niemand wird ernstlich die Wahrheit dieses Satzes bezweifeln wollen, noch viel weniger wird der Schule der Vorwurf gemacht werden können, daß sie dem Leben nicht dienen wolle. Sie müht sich redlich ab, dem Schüler ein solches Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten zu geben, daß er daran ein Kapital besitze, das im Leben Zinsen trage.

Suchen wir nun die Zinsen des Aufsatzkapitals!

In den Lehrbüchern der praktischen Methodik lesen wir über das Ziel und den Zweck des Aufsatzunterrichts ungefähr wie folgt: „Der Aufsatzunterricht soll den Schüler befähigen, sich über einfache Dinge, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen, selbständig richtig auszudrücken." Zum „Gesichtskreis" des Schülers gehört wohl auch das Alltagsleben. Von diesem zu schreiben kommt ab und zu vor im „Brief". Die Briefe, die in der Schule „gemacht" werden, die sind immer schön, warum, werden wir später sehen; die in der Fortbildungsschule angefertigten sollen zum größeren Teil zweifel-

hafter Natur sein; das aus der Fortbildungsschule entlassene Geschlecht meidet das Briefschreiben soviel als möglich. Wer Gelegenheit hat, Briefe aus dem „Volk" zu lesen, der fragt sich wohl wehmütig: „Das sind die Zinsen des Aufsatzkapitals? Wo fehlt es da?"

„Sollte vielleicht das Kapital zu klein sein?"

„Unmöglich! Wie schön stehen die Aufsätze im Reinheft, fehlerlos, musterhaft, eine Augenweide für Lehrer und Visitatoren! Mehr als noch einmal soviel Nummern stehen im Konzeptheft, reichlich rot getüpfelt und gestrichelt, und hinter jedem Aufsatz prangt als Nachtrag: „Verbesserung!" Und wie unzählig viele Aufsätze hatten gleich Eintagsfliegen nur ein kurzes Dasein auf der Schiefertafel! Hieß es da vielleicht zu früh: „Schwamm darüber"? Hätten auch sie alle einer peinlichen und kleinlichen Korrektur unterzogen werden sollen? Aber woher die Zeit nehmen? Fünfzig, achtzig und noch mehr Aufsätze, die in einem Jahr ausgearbeitet werden, die bilden doch ein Anlagekapital, das quantitativ nicht größer sein könnte und das schöne Zinsen tragen sollte!"

„Oder sollten Schwindelaktien unter dem Kapitel sich befinden?"

Die Beantwortung dieser Frage wird sich später ergeben.

„Der Zinsfuß ist zu niedrig", wird eingewendet werden. „Alle Arbeit der Schule ist vergebens, trägt wenigstens lange nicht die zu erhoffenden Zinsen, denn der Begabungsstand unserer Volksschüler ist eben größtenteils nicht befriedigend, und daran ist nichts zu ändern. Dazu kommt noch die Interesselosigkeit, die der Arbeit der Schule entgegengebracht wird. Die meisten Schüler können es kaum erwarten, bis die goldene Freiheit anbricht und sie der Schule „Lebewohl" sagen dürfen, und dann geben sie sich alle Mühe, den mühsam gefüllten Schulsack gründlich und schnell zu leeren."

Das läßt tief blicken!

„Aber es werden doch auch viele schönen Briefe im Volk geschrieben", wird ein Verfechter der bisherigen Aufsatzmethode zu deren Rettung einwenden.

O gewiß, ich habe auch schon solche gelesen. Dabei machte ich aber eine eigentümliche Beobachtung. Ich las Briefe, die waren in der Schrift schön, in der Orthographie gut und nach dem grammatischen Aufbau ebenso; aber der Inhalt war — mager. Ein paar Phrasen, ein paar fromme Wünsche, ein paar Bibel-

sprüche und Liederverse und ein geschwungener Schluß: — Ist das ein Brief? Dann fand ich Briefschreiber, die schreiben „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“, sie plaudern, sie erzählen; ihre Orthographie ist bald so, bald so; der Satzbau ist volkstümlich. Das alles stört durchaus nicht, denn der Brief befriedigt, weil er einen Inhalt hat.

Die Schreiber der zuerst charakterisierten Briefe haben zu viel aus dem Schulsack gerettet, die der zuletzt angeführten retteten ihre Natürlichkeit.

Das ist ein hartes Urteil.

Daß etwas nicht ganz richtig ist, daß der Aufsatzunterricht krankt, das gestehen sich viele ein. Aber wo fehlt es?

An der ganzen Methode des Aufsatzunterrichts fehlt es, sowohl an der Art der methodischen Behandlung im engeren Sinn, als auch an der Auswahl der Themen.

Die Aufsätze werden vor allem zu gründlich vorbereitet. Zuerst, nach Angabe des Themas, werden Gedanken zusammengetragen, dann wird eine Disposition entworfen, die bei der Art der üblichen Themen nicht entbehrt werden kann. Dagegen läßt sich nicht viel sagen. Nun aber kommt das Ungeheuerliche! Nun wird ein Satz nach dem andern vorgenommen, gedrückt, geknetet, gekaut, hinzugefügt, weggeschnitten, kurz: jeder Satz wird so lange unbarmherzig bearbeitet, bis er dem Lehrer passend erscheint. Dann wird dieser mühsam erworbene Satz im Chor und einzeln so lange gesprochen, bis er „sitzt“. Zur Unterstützung werden noch Merkwörter an die Wandtafel geschrieben und andere Anhaltspunkte gegeben. — Das heißt man dann „gründlich“ vorbereiten.

Welches sind die Früchte dieser „gründlichen“ Vorbereitung?

Der fähige Schüler schreibt mit Leichtigkeit den so behandelten Aufsatz nieder, ohne sich nennenswert anstrengen zu müssen. Für ihn ist der Aufsatz nichts anderes als ein Diktat, das er zuerst memoriert, um es dann aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Der schwach begabte Schüler aber ist übel daran: dem wird so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Die memorierten, unverstandenen Sätze sind für ihn nur noch neblige Gespenster, die ihm sofort entfliehen, sobald er nach ihnen greift. Nun nimmt er seine Zuflucht zu den Aufsatzstützen; aber an ihnen hat er nur ein

Gerippe, dem er nimmer Fleisch und Blut zu geben vermag. Das Ende ist dann — ein schöner Unsinn.

„Aufsatzstützen" sollen, wie ihr Name sagt, Stützen sein, in Wahrheit aber sind Leitwörter, Fragewörter und andere Hilfsmittel Steine des Anstoßens für den schwachen Schüler oder Randsteine für den fähigen, die ihm der Lehrer gesetzt hat, damit er sie ja nicht überschreite.

Wo bleibt da die freie Bewegung des Einzelnen, wenn man ihm jeden Schritt vorschreibt, wo bleibt die Selbsttätigkeit des Schülers, wenn er sich mit Sätzen herumschlagen muß, die im Kopfe des Lehrers oder in den Köpfen einiger fähigen Schüler entstanden? Diese Art der Aufsatzvorbereitung ist geradezu ein Hohn für eine Zeit, in der man so viel von „Individualisieren" spricht. Wenn ein Fach (bei dem Massenunterricht, den wir haben) dem Lehrer Gelegenheit gibt, individuell zu verfahren und die Individualität jedes Schülers sich ungehindert entfalten zu lassen, so ist es der Aufsatz.

Man fühlte, daß der Schüler die freie Bewegung entbehrt, darum wurde auf Abhilfe gesonnen. Diese fand man darin, daß man in der Aufsatzvorbereitung zwei Formen abdrosch statt einer. — O sinnreiche Erfindung!

Unser Aufsatzunterricht krankt vor allem daran, daß er den Schüler nur zu reproduktiver Tätigkeit veranlaßt, statt zu produktiver, und sobald der Schüler nun auf eigene Füße gestellt wird, sobald er aus dem Leben heraus einen Brief schreiben soll, ohne Hilfe des Lehrers, dann, ja dann ....!

Auch die Themen werden meistenteils so gewählt, daß von einer produktiven Tätigkeit des Schülers nicht geredet werden kann. Man sehe sich doch die Aufsatzbücher einmal an! Erzählungen, Realstoffe, wenn's gut geht, einige Themen aus dem Menschenleben finden wir, aber nichts, das das Kind „selbst erleben kann." Der Aufsatz ist nur der Hausknecht der übrigen Fächer, er dient dazu, zu zeigen, wie viel oder wie wenig vom Unterricht blieb.

Sobald der Aufsatz aus dieser untergeordneten Stellung herauskommt, sobald das Bestreben der ganzen Erziehung dahin geht, dafür zu sorgen, daß der Schüler nicht bloß etwas „habe", sondern auch etwas „sei", sobald an die Stelle des „Vielwissens" die Kraft des „Könnens" tritt, dann haben wir einen

Zinsfuß, der einen gesunden, gediegenen Ertrag sichert. Die Zeit der Schwindelaktien ist dann vorüber.

Wenn der Erfolg des Aufsatzunterrichtes ein besserer werden soll, so muß nicht nur die Auswahl der Themen nach anderen Rücksichten getroffen werden, sondern auch die Aufsatzvorbereitung muß sich anders gestalten. Nicht Rücksichten auf die Schule dürfen bestimmend sein, sondern Rücksichten auf das Kind.

* * *

Es weht gegenwärtig ein kräftiger Seewind: „Kunsterziehung in der Schule". Das ist eine Luft, welche die Pädagogik beleben kann. Die Kunsterziehungsbewegung hat auf dem Gebiet der darstellenden Kunst schon sehr viel Brauchbares zuwege gebracht in dem künstlerischen Wandschmuck. Ist es nicht eine Freude, zu wissen, daß wir um billiges Geld die farbigen Künstler-Steinzeichnungen haben können! Manches traute Heim wird durch sie verschönt. Die großen, nackten Wände, die das Schulzimmer so kalt machen, erhalten Bildschmuck, das Schulzimmer wird wärmer, heimelicher. Das fühlt auch das Kind. Und wenn dieses erst zu einer ruhigen Betrachtung des Bildes kommt, sollte es da keinen Genuß haben, sollte sein Auge sich nicht öffnen für das Schöne und sein Herz sich des Genusses freuen!

Um aber ein Bild verstehen zu können, muß das Auge das Sehen gelernt haben. Wo könnte das Sehenlernen besser geschehen als an der Natur? Dort sind die Originale. Würden wir uns anschicken, den Kunstunterricht allein am Bilde zu erteilen, so begingen wir dieselbe Torheit, wie die ist, wenn wir das Buch als den einzigen Lehrmeister des Menschen betrachten.

Wie viele sind auch gar nicht in der Lage, ihr Heim künstlerisch schmücken zu können, wie viele Schulen werden den Bildschmuck auch ferner entbehren müssen, wie sie ihn bisher entbehrten! Sollen ihnen Genüsse, die andere haben, vorenthalten bleiben? Nein! Eins ist ohne Geld überall zu bekommen: Das große Original, die Natur.

Es ist hier nicht nötig, die Schönheiten der Natur zu preisen, wer nur „offene Augen" hat, sieht dieselben zu jeder Tageszeit und zu jeder Jahreszeit.

„Offene Augen" aber hat nicht jedermann, leider. Ja, das

Kind im vorschulpflichtigen Alter hat sie, je mehr aber der Mensch an „Weisheit“ zunimmt, um so blinder wird er für die Schönheiten seiner Umgebung. Unglaublich, aber wahr!

Kinder haben eine Freude an der Natur, und sie haben auch ein scharfes Auge für dieselbe. Sie kennen die Bewegungen der Tiere, mit denen sie Verkehr haben, genau. Wer hat nicht schon fünf- und sechsjährige Bauernbüblein „Gäules“ tun sehen! Solch ein kleiner Bursche fühlt sich leibhaftig als „Gaul“, und er weiß diesen vortrefflich nachzuahmen. Dasselbe Bürschchen spielt seine Rolle als Kuh, als Hase, als Hahn, als Hund usw., immer meisterhaft.

Warum kann der Kleine das alles? Weil er genau beobachtet hat. Und er beobachtet, weil die Naturobjekte ihm traute, liebe Freunde sind.

Wie hat das Kind ferner einen Sinn für die Farben! Mit bunten Scherben spielt es, mit bunten Flecken kleidet es seine Puppe, die bunten Blumen holt es aus der Wiese heraus, und sobald die Fingerlein geschickt genug sind, windet es dieselben zum Strauße oder Kranze und spielt dann „Hochzeiterles“.

Kinderaugen sind scharfe Augen. Die Seele des Kindes nimmt schon frühe eine Masse von Anschauungsbildern auf und zwar — ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Buch. Das Spiel des Kindes ist der deutlichste Beweis dafür, nicht minder aber der Drang des Kindes, zu zeichnen und zu malen. Wäre die Hand des Kindes geübt, seine ganze Vorstellungswelt würde das Kind uns vorführen. Man denke ja nicht gering von dem Gekritzel der Kleinen, denn ihre ganze Vorstellungswelt ist in demselben enthalten, für unser Auge allerdings unsichtbar.

Das Kind ist ursprünglich für die Natur nicht blind und nicht taub, aber es *wird* blind und taub.

Das geht langsam, aber sicher. Sobald der kleine Mann die Schule betritt, sobald er sich mit den schwarzen Buchstaben, mit den inhaltslosen Silben, mit sinnlosen Wortreihen herumschlagen muß, sobald ihn der Lehrer als ein Gefäß betrachtet, das er mit Weisheit zu füllen hat, fängt das Kind an, stumpf zu werden. Es nimmt seiner Umgebung gegenüber immer mehr eine passive Stellung ein, weil die Schule das Kind aus seinem bisherigen Gedanken- und Gefühlskreis herausreißt und ihm einen mageren, weil viel zu

abstrakten Ersatz dafür gibt. Wir Lehrer sollten vor allen Dingen uns merken, daß nicht bloß die Schule mit Buch und Lehrer eine Lehr- und Lernstätte ist, sondern auch, und zwar zuerst, die Natur und das Leben.

Wir geben allerdings Naturgeschichtsunterricht „nach der Natur“, aber das Buchwissen drängt sich doch noch zu sehr in den Vordergrund, und bei der Masse des Stoffs und der geringen verfügbaren Zeit kommt der Naturgeschichtsunterricht vielfach über eine Nomenklatur und über eine Anzahl naturgeschichtlicher Begriffe nicht hinaus. Diese Namen und diese Begriffe sind ein Ballast für das Kind, der ursprüngliche Naturgenuß wird ihm verekelt durch die Last des Wortwissens. Helfen wir darum dem Kind, daß es wieder die Natur liebe, daß es sich wieder an derselben ergötze. Statt nur Naturgeschichte zu treiben, laßt uns „Naturästhetik“ treiben!

„Wie soll das geschehen?“

Indem wir unsere Kinder in Feld und Wald hinausführen, damit sie an der Quelle schöpfen. Ich habe auf solchen Spaziergängen für die Schüler, wie auch für mich selbst, schon weit mehr gewonnen an ästhetischen, gemütbildenden und sprachlichen Schätzen, als wenn ich in der Schule mich die doppelte Zeit abgemüht hätte. Es ist eine Lust, wie die Kinder mittun, besonders wenn man an Stelle des schulmäßigen Tones mehr den Unterhaltungston treten läßt. Es ist eine Genugtuung, zu erleben, wie die Kinder bald selbst sehen, fragen, auf dies und jenes aufmerksam machen. So erlebte ich neulich die Freude, daß ein Schüler zu mir sagte: „Herr Lehrer, sehen Sie dort am Wald den Acker? Der glänzt wie Silber, Silberwellen ziehen über den Acker hin.“ Es war ein Roggenfeld, das im Winde wogte. Als ich mit meinen Kindern an dem Dörflein Hanweiler vorüberging, fragte ich: „Welchen Eindruck macht das Dörflein auf euch?“ „Da regt sich nichts, es ist so still, daß man meint, es sei ausgestorben“, sagte eines und ein anderes: „Hier ist Frieden“. Das ganze Dörflein samt seiner Umgebung lag in der Sommermittagsstille da, die für den einen etwas Beängstigendes, für den andern etwas Beruhigendes hat. Es zeigt sich, daß das Kind nicht bloß an der Oberfläche des Beschauens bleibt, sondern daß Gefühlsreflexionen sich einstellen. Das heiße ich dann wirklichen Naturgenuß: sehen, hören, — fühlen. Doch ja über Gefühle unterrichtend nicht

viel Worte verlieren, diese kommen von selbst und sind dann viel ehrlicher. So spürt das Kind auch bald hinter der Schöpfung den Schöpfer. „Gott in der Natur", das fühlt das Kind in seiner Weise, und wir würden dieses Gefühl eher zerstören als stärken, wenn wir in aufdringlicher, plumper Weise davon predigen wollten. Das ist aber unstreitig das höchste Ziel alles naturästhetischen Unterrichts, daß das Kind in der Natur eine Gottesoffenbarung sieht, daß es mit Ludwig Richter fühlt: „O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlich schön, so sinnlich schön! Der blaue, tiefe Himmel, die weite, grüne Welt, die schöne, helle Mailandschaft, mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne. Und das alles um mich ist irdisch, und welche Armut wäre das, wenn ich Gott bloß in den schwarzen Buchstaben und bloß in meinen körperlichen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte!" Das Kind soll mit Ludwig Richter erkennen: „Naturbilder sind herrliche Choralmelodien, von welchen wir den Text wohl ahnen, aber nur jene erhabenen Klänge, welche unser Innerstes aufregen, wirklich verstehen und empfinden."

Verständnis für die Natur erzeugt ganz von selbst Verständnis für die Kunst. „Ohne eine Summe selbsterworbener Erinnerungsbilder ist ein wirklicher Kunstgenuß undenkbar!" sagt Otto Feld (in „Die Kunst im Leben des Kindes" von G. Reimer).

Wenn ich mit meinen Kindern draußen Naturaufnahmen mache mit Griffel und Tafel, das Wort als Darstellungsmittel benützend, so ist das gerade so, wie wenn die Schüler einer Malerschule Naturaufnahmen machen, die Farbe als Ausdrucksmittel verwendend. Das ist „Volksschulkunst".

Solche Naturaufnahmen sind liebliche Intermezzos im Schulleben. An ihnen haben wir einen Aufsatzstoff, der seinem bildenden Werte nach nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die Kinder selbst zeigen ein reges Interesse für dieselben.

Wie die Natur, so wirft auch das Leben eine Fülle schönen Aufsatzstoffes ab. Das Alltagsleben verläuft durchaus nicht so prosaisch, wie die unpoetische Welt meint, man darf es nur

mit den rechten Augen ansehen, so bietet es viel Interessantes. Im Alltagsleben zeigen sich Land und Leute meist unverblümt, die Volksseele kommt da deutlich zum Ausdruck. Ich halte es darum für notwendig, daß wir dem Kinde den Star stechen, damit es auf seine Umgebung mehr achte. Ist nicht das vielfach der Grund der inhaltsleeren Briefe, daß der Briefschreiber nichts in seiner Umgebung bemerkenswert findet, weil er für sie blind ist? Ja, wenn Mord, Brand oder sonst betrübte Fälle vorkommen, die werden noch notiert, aber die humoristische Poesie des Lebens wird nicht verstanden. Das ist betrübend. Helfen wir dem Kind, daß es den Humor des Lebens wieder versteht, so wird es sich ergötzen. Es braucht nicht vieler Worte dazu, man darf den Kindern nur auf den Zahn fühlen, so zeigt sich bald, daß sie auch das scheinbar Unbedeutende liebend betrachten. Wenn wir ihnen Gelegenheit geben, ihre Betrachtungen und ihre Erlebnisse wiederzugeben, so schärfen wir damit ihr Auge. Nur dadurch, daß wir das Kleine im Alltagsleben immer ignorieren, erstickt so nach und nach der Sinn für dasselbe bei dem Kinde, und dann haben wir poesielose, nüchtern denkende Menschen, denen gleich etwas Außerordentliches passieren muß, wenn sie Notiz davon nehmen sollen. Welche Summe von Ergötzlichkeiten das Alltagsleben birgt, das zeigt uns Ludwig Richter. Zur Beherzigung möchte ich noch ein charakteristisches Wort aus seinem Munde hier anfügen, das sowohl von der bildenden wie von der beschreibenden Kunst gilt: „Ist es nicht schön und verdienstlich, die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinungen selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet.“

Die in vorliegender Aufsatzsammlung enthaltenen Stücke „aus dem Leben“ bilden einige Proben, die anregend wirken sollen.

Neben der Beobachtungsgabe des Kindes erscheint mir noch dessen Phantasie für den Aufsatz sehr wertvoll. Daß Kinder sehr viel Phantasie besitzen, ist eine bekannte Tatsache. Ein Mädchen sieht in einem zusammengerollten, mit einem Knopf versehenen Taschentuch nicht nur eine Puppe, sondern ein leibhaftiges Kind, das lacht, weint, ißt, trinkt usw. Ein Knabe behandelt einen Pfahl als Pferd; das starre Holz wiehert, springt, schlägt aus und frißt. Ich weiß wohl,

daß ein Teil dieser Phantasieäußerungen auf Rechnung verwischter Vorstellungsbilder zu schreiben ist; aber nur ein Teil. Ich sah einmal einen fünfjährigen Knaben mit einer Baumwurzel spielen. „Das ist mein Elefant", sagte er. Ich besah mir, über diese Äußerung etwas erstaunt, die mehrgliedrige Wurzel genau und brachte heraus, daß sie wirklich einem Elefanten ähnlich war. Einmal ließ ich mir von den Kindern des ersten Schuljahrs den kleinen deutschen „f" an die Wandtafel schreiben. Einer machte ihn ziemlich buckelig, worauf ein anderer sagte: „Den frierts", den „f" nämlich. Er sah in dem buckeligen „f" einen frierenden Knaben, der, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, das Genick einzieht. Diese rege Phantasie des Kindes ist wohl auch damit zu erklären, daß seine Vorstellungsbilder noch leichtflüssiger sind.

Dazu kommt noch, daß das Kind seine Vorstellungen gerne nach außen verlegt, mit konkreten Gegenständen verbunden. Eine reine Welt des Geistes gibt es für das Kind noch nicht, darum dichtet es auch Naturgegenständen persönliches Empfinden an.

Aus den angeführten Momenten erklärt sich die Vorliebe des Kindes für das Märchen und für die Fabel.

Das Kind lebt zudem in seiner Welt viel mehr aktiv als wir Erwachsenen, es setzt sich zu allem, was in seiner Umgebung vorgeht, in persönliche Beziehung, daher sein Gestaltungsdrang, daher seine Vorliebe für das theatralische Spiel.

Wieviel wir der Phantasie des Kindes zutrauen dürfen, welch schöne Gaben sie uns zu Tage fördert, das zeigen die „dichterischen Produktionen" in dieser Aufsatzsammlung. Die erste Abteilung umfaßt nur Erzählungen. Bei ihnen wurde nichts gegeben als das Thema. Von dessen Form und Inhalt hängt für das Gelingen alles ab. Es darf ja nicht allgemeiner Natur sein und nicht zu umfassend. Je mehr das Thema aus dem Alltagsleben herausklingt, um so kräftiger strömen die Vorstellungen ihm zu. Bei älteren Schülern zeigt sich bei derartigen Aufsätzchen auch der Einfluß des Lesestoffs, der manchmal in Verbindung mit Selbsterlebtem neue Gestalt annimmt. Mancher Leser der vorliegenden Aufsatzsammlung mag hinter die Aufsätze IIIa ein großes Fragezeichen machen und deren Echtheit als Schülerarbeit bezweifeln. Ich hätte vor Jahren auch mit Kopfschütteln

solche Aufsätze gelesen und gesagt: „Ich lasse mir keinen Bären aufbinden.“ Heute denke ich anders. Wird ein Thema wie: „Sieh, da hast du einen Fünfer usw.“ gegeben, so fängt es nach wenigen Augenblicken in den Augen der Kinder zu leuchten an. Das Kind durchlebt dann etwa folgenden Gedankengang: „Sieh, da hast du einen Fünfer“ .... wofür? .... von wem? .... wozu? .... wem zeige ich die Brezel? ....“ Sofort tauchen aus dem Schatze der Erfahrung allerlei Vorstellungen auf: „Ich habe einmal Herrn X etwas gebracht, als Belohnung etwas bekommen usw.“ Oder: „Ich sah, wie Karl etwas bekam .... von wem? warum? wozu?“ Und nun kommt das Bestreben des Kindes, aus diesem Erfahrungsschatz eine abgerundete Erzählung zu komponieren: das Kind wird zum „Dichter“. Es muß aber nochmals hervorgehoben werden, daß derartige Themen nur dann mit Erfolg bearbeitet werden können, wenn sie aus dem Leben herausklingen.

Die zweite Abteilung der „dichterischen Produktionen“ enthält Personifizierungen aus der Natur. Es sind das Aufsätzchen, die an die Fabel anklingen und welche die Kinder mit Vorliebe bearbeiten, weil sie den Naturgegenständen menschliches, oder besser gesagt, ihr persönliches Empfinden unterschieben, wie an früherer Stelle schon gesagt wurde. Ich halte solche Aufsätzchen für wertvoll, weil sie gemütbildend wirken, und weil sie zu einer poetischen Betrachtung der Natur veranlassen. Daß hier die Hilfe des Lehrers nicht ganz entbehrt werden kann, ist wohl verständlich, doch darf diese Hilfe kein Faulheitspolster für den Schüler werden, auch darf der Lehrer nicht Dinge in die Kinder hineintragen, die sie selbst nicht haben. Möglichst lebenswahr, möglichst kindlich, muß hier die Losung sein, und diesen Ton finden die Kinder von selbst. Man wende mir ja nicht ein, diese Personifizierungen seien keine produktiven Leistungen, weil bei ihnen die Hilfe des Lehrers nicht ganz entbehrt werden kann. Die Aufgabe des Lehrers besteht nur darin, die Kinder von der sinnlichen Anschauung zum poetischen Denken und Empfinden emporzuheben.

Die fürchterlichen Februarstürme dieses Jahres sind wohl noch in aller Erinnerung. Sie veranlaßten mich, an einem der Tage, da der Sturm am mächtigsten tobte, das Thema „Sturm“ zu geben, und zwar sollte dasselbe nicht sofort bearbeitet werden, sondern

die Kinder sollten im Laufe eines Tages Material sammeln. Dieses fiel auch so reichhaltig aus, daß ich verschiedene Seiten damit ausfüllen könnte. In der Lernstunde, von 6—7 Uhr abends, wurde der Sturm als Aufsatz ausgearbeitet. Nach dem Nachtessen sitze ich in meinem Arbeitszimmer, einige Knaben sind noch mit dem Reinigen des Arbeitssaals beschäftigt. Da höre ich, wie einer der Buben den andern seinen Aufsatz vorliest. Ich horche natürlich auf. Höre ich recht? Nach beendigter Vorlesung trete ich in den Arbeitssaal. „Vater, der Gustav hat einen feinen Aufsatz", tönt es mir begeistert entgegen. Ich lasse mir sofort vorlesen. Anfangs Schilderung — dann kommt der Effekt! Der Sturm wird als Mann aufgefaßt, der allerlei böse Spässe ausführt. Das zündet! Ich brauche meinerseits nichts zu tun, als die Zustimmung zu geben, daß morgen in der Schule der Aufsatz umgearbeitet wird in der Auffassung, die so sehr imponierte, und ich sah kein verdrossenes Gesicht, nein, leuchtende Gesichter. Warum erzähle ich das? Um zu zeigen, daß auch einmal ein Schüler Lehrer seiner Klasse und — seines Lehrers sein kann.

Wieviel sich Kinder über die Natur Gedanken machen, zeigen die Aufsätze unter IV c. Ich war selbst oft im höchsten Maße erstaunt über die Ideen der Kinder. Daß diese in den Köpfen der Kinder entstanden, nicht etwa in denjenigen der Eltern oder anderer erwachsenener Personen, das wird sofort zugegeben werden, wenn ich bemerke, daß ich an einer Rettungsanstalt angestellt bin, die Kinder somit jedem fremden Einfluß entzogen sind. Abgeschrieben sind die Gedanken auch nicht, kenne ich doch die Lektüre der Kinder. Es sind auch nicht bloß die Begabten, welche diese Arbeiten lieferten, die mittel und schwach begabten Kinder stehen verhältnismäßig den gut begabten an produktiver Leistungsfähigkeit nicht nach. Der Aufsatz „Das Vergißmeinnicht" z. B. stammt von einem wirklich schwachen Kinde. Die Schwachen sind es, welche unter der Unnatur der bisherigen Aufsatzmethode am meisten litten und dem Lehrer am meisten Sorgen machten. Sie leisten bei der hier vorgeführten Methode verhältnismäßig weit mehr und das ohne Zwang, sogar mit Lust. Die alte Methode gab ihnen immer zu verstehen: „Ihr könnt nichts!", mußte das nicht lähmend wirken? Die neue Methode sagt ihnen: „Ihr könnt etwas!" wirkt das nicht erhebend?

Demjenigen, der gar zu pessimistisch von der Produktionsfähigkeit unserer Kinder denkt, rufe ich zu: „Heißt man die Deutschen nicht das Volk der Dichter und Denker? Kommen die Fähigkeiten beim Deutschen bezw. beim Schwaben erst mit dem vierzigsten Jahre zum Vorschein? Was ein Dichter werden will, dichtet beizeiten. Darum laßt dichten!!"

Die „dichterischen Produktionen" enthalten auch einige Dialoge, welche die Kinder besonders gerne schreiben, wie sie ja auch mit Vorliebe theatralisch spielen. Verläuft nicht jede Unterhaltung, die das Kind führt, in dialogischer Form? Warum sollte ihm dann der Dialog zu schwer sein? Er ist für das Kind etwas ganz Natürliches. Der Dialog ist ungemein wertvoll, und das nicht nur für Volksschüler, sondern in noch höherem Maß für die Schüler höherer Lehranstalten. Der kleine Schriftsteller muß da zwei Personen mit ihren individuellen Anschauungen streng von einander unterscheiden, gegeneinander abwägen, zueinander in Beziehung setzen, und das ist eine gute Schule. Fähigere Schüler können auch veranlaßt werden, drei und mehr Personen auf die Szene zu setzen. Es lassen sich mit Hilfe des Dialogs schwierigere Aufgaben lösen. Ich weise auf die „Rätsel" (Nr. 93—95) dieser Aufsatzsammlung hin, bei denen die Aufgabe darin besteht, den Rätsellöser, der als ein um einige Jahre jüngeres Kind als der Rätselgeber gedacht ist, nach und nach auf die Lösung zu bringen, oder auf die Arbeit „Am Automaten" (Nr. 92), bei welcher ein Wechsel der Szene stattfindet. Mit dem Dialog ist es möglich, den Schüler auf eine höhere Stufe der Schriftstellerei zu heben. Wir brauchen aber nicht zu fürchten, daß wir uns in solch hohe Regionen verirren, daß wir uns die Flügel verbrennen. Es wird wohl keinem Kinde einfallen, sich als Schriftsteller zu fühlen, es wird gewiß nicht in die Reihe der berufsmäßigen Schriftsteller einzurücken gedenken. Aber so viel steht mir fest: wer keinen Dialog, selbst der einfachsten Art, zu schreiben vermag, wer nicht fähig ist, sich gleichzeitig in die Gedanken und Gefühle mehrerer Personen hineinzuleben, der wird auch ein „Schauspiel" schwerlich richtig erfassen.

Es eröffnet sich ein weites, fruchtbares Feld für den Aufsatzunterricht, welches noch erweitert wird, sobald wir

das Kind ganz seine eigenen Wege gehen lassen. Da zeigt sich erst, welche Fülle von Beobachtungen, Empfindungen und Gedanken hinter einer Kinderstirn sich befindet. Ich habe in meiner Schule eingeführt, daß ab und zu jedes Kind sich selbst ein Thema wählen darf, welches es dann auch ohne jede Hilfe ausarbeitet. Es gibt ja viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die ein Kind interessieren und von denen wir Erwachsenen keine Ahnung haben, und manchmal hat ein Kind etwas auf dem Herzen, es drängt sich ihm eine Vorstellung besonders mächtig in den Vordergrund. Da hat es dann Gelegenheit, sein Herz sich zu erleichtern. Es kommt oft vor, daß eine ganze Klasse von einer bestimmten Vorstellung erfüllt ist. Sobald ich das merke, nehme ich die Gelegenheit am Kopf, mag dann auf dem Lektionsplan „Aufsatz" stehen oder nicht. Ich habe eine Anzahl „eigener Produktionen", die alle ohne jede Hilfe des Lehrers entstanden, also sowohl nach Thema wie nach Ausführung eigenes Produkt der Kinder sind, in dieser Sammlung wiedergegeben. Sie sollen zeigen, wie das Kind beobachtet, fühlt, denkt. Viele von ihnen lassen sich als Klassenthemen verwenden, als „dichterische Produktionen."

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß das Aufsatzfeld bedeutend erweitert werden kann, daß wir Schätze haben, die lange unbenützt an der Straße lagen, oder die, besser gesagt, für das Kind wohl da waren, ihm aber wieder entrissen wurden durch die Unnatur einer Unterrichtsmethode, die nirgends so, wie im Sprachunterrichte, dem alten Satz: „Nicht der Schule, sondern dem Leben." ins Gesicht schlägt. Mit Recht sagt Otto Ernst: „Unsere Kinder führen zwei Leben, eines in der Schule und ein ganz anderes im Haus und auf der Straße, das mit jenem nichts zu tun hat. Das sollte nicht sein. Der Schüler soll fühlen und wissen, daß es sich beim Lernen um Dinge des Lebens handelt, und daß es sich um sein Verhältnis zum Leben und um seine Lebensbedürfnisse handelt, nicht um das Bedürfnis eines Lehrers oder einer Behörde, ihm etwas einzupauken (Säemann 1. Jahrgang 1. Heft). Wird der Aufsatz nach den hier vertretenen Gesichtspunkten behandelt, so haben wir ein lebendiges Band zwischen Schule und — Natur und Leben geknüpft, zugleich kommen wir aus der dumpfen Atmosphäre, in welcher der Aufsatz bisher lag,

und in der kein Leben sich entwickeln konnte, heraus. An Stelle der modrigen Stickluft tritt frische Lebensluft.

Nach den bisherigen Ausführungen könnte es scheinen, als ob Erzählungen und Realstoffe nicht zu Aufsätzen verwendet werden sollten. Das will durchaus nicht gesagt werden. Erzählungen wiederzugeben ist jedenfalls eine gesunde Übung für das Gedächtnis, auch wird die Sprach- und Ausdrucksfähigkeit der Kinder gefördert, ähnlich wie das durch die Lektüre geschieht. Aber auf die Dauer ermüden die Erzählungen, das Kind sieht in ihnen nur noch einen Unterhaltungsstoff, für das Gemüt fällt gar nichts mehr ab, und die produktive Tätigkeit des Kindes ist gleich — null. Dieses letzte ist wohl das Bedenklichste von allem. Realstoffe zu schriftlichen Übungen zu verwenden, hat nur insofern Bedeutung, als durch die schriftliche Fixierung das Behalten unterstützt wird. Von einer produktiven Tätigkeit des Kindes kann wieder keine Rede sein.

Es soll hier noch eine Frage aufgestellt und beantwortet werden, die praktische Bedeutung hat: Sollen oder dürfen Gedichte zu Aufsätzen umgearbeitet werden?

Ich sage ohne Einschränkung: „Nein!" Warum kleidet der Dichter seine Gedanken in das künstlerische Gewand? Dazu, daß wir dieses Kunstgewand in Fetzen zerreißen und hinten nach die Lappen wieder zusammenflicken? Es ist nicht bloß geschmacklos, Gedichte zu zerpflücken, es ist geradezu eine Sünde. Eine zerpflückte Blume ist keine Blume mehr, und Gedichte sind Blumen im Garten der Literatur.

* * *

Wie soll die Aufsatzvorbereitung sich gestalten?

Beileibe nicht so, wie sie vorne beschrieben wurde und wie sie gäng und gäbe ist.

Was den Inhalt des Aufsatzes anbelangt, so muß hier das wiederholt werden, was früher schon gesagt wurde, nämlich, daß das Kind selbst schon einen viel größeren Schatz von Vorstellungen erworben hat als wir ahnen, und zwar — ohne Schule. Aufgabe des Lehrers ist es nun, diesen Schatz zu heben, d. h. durch geeignete Fragen oder durch richtige Formulierung des Themas ihn in Fluß

zu bringen. Bei Schilderungen und Beschreibungen aus der Natur liegt der Stoff ja unmittelbar vor den beschauenden Sinnen.

Schwieriger als die Frage, welche den Inhalt des Aufsatzes betrifft, ist diejenige nach seiner Form. Der Aufsatz soll grammatisch richtig, hochdeutsch geschrieben sein. Wie ungelenk, wie plump, wie wortarm erscheinen die Kinder, wenn sie in die Schule eintreten, und wie lange behalten sie einen „steifen Schnabel"! Merkwürdigerweise sind dieselben Kinder, wenn sie unter sich sind, „nicht auf den Mund gefallen". Das gibt zu denken. Die Ungelenkheit der Kinder im sprachlichen Ausdruck rührt hauptsächlich daher, daß sie sich nicht in ihren Gedanken bewegen und nicht nach ihrer Art sprechen dürfen. Es muß ein Kind förmlich abschrecken, wenn es in der Schule auf einmal dem „Hochdeutschen" begegnet. Dieses muß ihm fast wie eine fremde Sprache vorkommen. (Ich spreche natürlich vom Bauernkind, das im Dialekt aufwächst.) Wäre es nicht klug, nach dem Vorschlag Hildebrands das Kind aus seiner Sprache heraus nach und nach in die hochdeutsche Sprache einzuführen? Des Kindes Sprache ist schon etwas Abgerundetes, sie ist die Volkssprache. Ich habe schon wiederholt die Kinder der Oberklasse veranlaßt, im Dialekt zu schreiben, und ich habe da mit Staunen gefunden, wie die Rede ihnen fließt. Ich halte es darum für angebracht, den Dialekt im Aufsatz zuzulassen, wenigstens bei wörtlich angeführten Reden, ebenso können dialektische Sprachformen, soweit sie keine auffallende Abweichung von der hochdeutschen Sprache bilden, ohne Schaden gestattet werden. Das Volksschulkind braucht kein hochdeutscher Sprachfex zu sein.

Zudem gibt es auch Ausdrücke, die sich nicht ins Hochdeutsche übersetzen lassen, oder die, übersetzt, ihre Originalität einbüßen. Wie soll z. B. „Pfauskrot" übersetzt werden? Eine „pausbackige Kröte" ist keine „Pfauskrot". Das Aufsätzchen „Hund und Katze" (Nr. 105), aus dem die „Pfauskrot" entlehnt ist, kann eigentlich nur im Dialekt gegeben werden, wenn es nicht seines Reizes verlustig gehen soll.

Weil das Kind seine eigene, abgerundete Sprache schon hat, wenn es in die Schule kommt, ist es nicht notwendig, in der Aufsatzvorbereitung Satz um Satz abzudreschen, um ihm auf diese Weise die deutsche Sprache beizubringen, sondern wir haben allein

die Aufgabe, dem Kinde seine natürliche Sprache zuerst zu lassen und aus dieser langsam und mit möglichster Schonung die hochdeutsche Sprache herauszuarbeiten. Das gilt sowohl mit Rücksicht auf die ganze Klasse, als auch mit Rücksicht auf das einzelne Kind. Jedes Kind hat ja seine Eigenart, jedes Kind hat auch *seine* Sprache, *seinen* Stil. Großen Geistern gestattet alle Welt, *ihren* eigenen Stil zu haben, aber den Kindern als Gesamtheit will man *einen* Stil beibringen, den des Lehrers. Lassen wir dem Kinde seinen Stil, denn der Stil entspringt der Denkungsart und dem Seeleninhalt. „Eigenen Stil", sagt treffend Hildebrand, „soll denn jeder einzelne Schüler einen Stil für sich haben? also 500 verschiedene Stile, wenn in einer Schule 500 Schüler wären? und wie viele weiter, wenn man in ganz Deutschland hinaus und herum denkt? Erschreckender Gedanke für den Lehrer, dem für den Stil doch *ein* Ideal vorschwebt! Ja es ist aber doch so, es ist wie mit den Handschriften: in der Schreibstunde in der Elementarklasse wird allen Schülern und Schülerinnen ein und dieselbe Handschrift als Muster vorgelegt, die sie nachzuahmen sich treulich bemühen, und in den obersten Klassen nachher hat doch jeder Schüler und jede Schülerin eine andere, seine, ihre eigene Handschrift, ja das Männliche und Weibliche ist darin ziemlich sicher zu unterscheiden — wer will das unrecht finden, anders haben und dagegen ankämpfen?" Die Sache mit dem eigenen Stil ist durchaus nicht so schlimm, wie sie aussieht, eigener Stil heißt nicht soviel als Stillosigkeit: es gibt eine Freiheit neben der Gebundenheit und eine Gebundenheit neben der Freiheit.

Ich habe in meiner Aufsatzsammlung deshalb viele Aufsätzchen in mehrfacher Form gegeben, um zu zeigen, wie jedes Kind sich *seinen* Stil bewahrt. Wenn ich dazu noch bemerke, daß *sämtliche Aufsätzchen Schülerarbeiten sind, so wird das wohl beweisen, daß ein Schüler auch Deutsch lernen kann ohne das bisherige Paukſystem. Die Arbeiten stammen von Kindern des vierten, fünften, sechsten und siebenten Schuljahres, einige sind von einem Kinde des dritten Schuljahres.*

* * *

Wie gestaltet sich dann die Korrektur?

Da könnte es einem „gruseln", wenn man an die vielen Freiheiten denkt, die bisher dem Schüler eingeräumt wurden. Nur Mut! Die Sache sieht viel schlimmer aus als sie, ja, sie ist wirklich gar nicht schlimm. Erstens: Muß denn alles korrigiert sein? Zweitens: Was hat denn das bisher übliche peinliche und kleinliche Korrigieren gefruchtet? Unser ewiges Korrigieren und Nörgeln schüchtert bloß ein. Zerstört doch das Selbstvertrauen des Kindes nicht! Drittens: Korrigieren wir einen nach berühmten Mustern vorbereiteten Aufsatz, Heft um Heft, so wirkt das ewige Einerlei der Gedanken, Sätze und Worte geradezu hypnotisch, die dicksten Fehler kommen dem Korrigierenden hinaus und auf einmal versagt der ganze Apparat. Wie ganz anders gestaltet sich das Korrigieren, wenn wir die hier gewiesenen Bahnen gehen! Jedes Heft enthält eine Arbeit für sich mit ihren besonderen Gedanken und ihrem besonderen Stil, das ist eine Lust zu korrigieren! Und wenn auch Fehler vorkommen, so trifft man nicht die schauerlichen Satzverrenkungen, die ehedem vorkamen.

Die Schule verlangt, daß die Korrektur so peinlich als möglich sei. Sie soll sich auf den Inhalt, d. h. auf den Gedankeninhalt, ferner auf die grammatische, orthographische und kalligraphische Form des Aufsatzes erstrecken. Mit vier Augen die Arbeit eines Schülers betrachten ist aber meines Erachtens des Guten fast zu viel. Jeder erfahrene Lehrer weiß, daß im Aufsatz unverhältnismäßig mehr orthographische Fehler vorkommen als im Diktat, er weiß ferner, daß die Kalligraphie oft viel zu wünschen übrig läßt im Vergleich zu anderen schriftlichen Arbeiten. Woher dieser Zwiespalt?

Der produzierende Schüler geht ganz und gar auf in den Gedanken, denen er Gestalt geben will, so daß für Orthographie und Kalligraphie keine Kraft mehr übrig bleibt. Sein Geist ist noch nicht so vielseitig entwickelt, daß er vier Gebiete zugleich beherrschen könnte; wenn er zwei beherrscht, so ist das mehr als genug. Mit zunehmender Reife verschwinden die üblen Begleiterscheinungen des Aufsatzes nach und nach. Darum seien wir bei der Aufsatzkorrektur möglichst tolerant und drücken wir das orthographische und das kalligraphische Auge zu, oder fast zu, d. h. verderben wir dem

Schüler die Freude des Schriftstellerns nicht, indem wir ihm wegen Dingen aufsitzen, die nicht wesentlicher Natur sind. Es ist gewiß ärgerlich für den Lehrer, viele orthographische Fehler sehen zu müssen, nicht minder ärgerlich aber ist es für den Schüler, wenn er sein Produkt, auf das er stolz war, mit so viel Beiwerk, den langweiligen Parallelstrichen, durchsetzt findet, unter dem das Gute schließlich erstickt wird. Und wenn einem im Eifer des Produzierens die Buchstaben nicht mehr exakt geraten, so ist das doch kein Vergehen. Ein guter Gedanke in einem nicht ganz einwandfreien Kleid ist sicherlich mehr wert als ein Unsinn im Paradeanzug. Wenn ferner ein produktiver Kopf Orthographie und Kalligraphie vernachlässigt, so steht er doch weit über dem gedankenlosen Nachtreter.

Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich will nicht als Ehrenretter für die schauerlichen Fehlerfabrikanten auftreten. Aber wenn wir uns ehrlich besinnen, so hat die Furcht vor den orthographischen Fehlern, überhaupt die Furcht vor Fehlern, die Furcht vor dem Korrigieren, viel verschuldet an unserem Aufsatzelend. Wenn wir den oft gehörten pädagogischen Satz ernst nehmen: „Es ist besser, einen Fehler zu verhüten, als einen zu verbessern", ja, dann müssen wir vor Angst vergehen, dann hört die Zeit der pädagogischen Wickelbänder, der Laufzäume, der Gängelwagen und wie die „Fürsorger" alle heißen in Ewigkeit nicht auf. Es ist übrigens sehr leicht möglich, die Zahl der orthographischen Fehler zu reduzieren: wir lassen die Hefte wechseln, so daß jedes Kind eine fremde Arbeit vor sich hat und stellen die Aufgabe, dieselbe nach ihrer Orthographie zu prüfen. Es kann allerdings dann vorkommen, daß zwei Schüler in Streit geraten und den Lehrer als Schiedsrichter anrufen, der aber bald zu Gunsten einer Partei entschieden haben wird.

Das Hauptgewicht der Korrektur ist auf den Inhalt und die sprachliche Form zu legen. Da ist es nun meines Erachtens von der größten Bedeutung, die Schülerarbeit nicht vom hohen Roß der Gelehrsamkeit zu betrachten, sondern vom Standpunkte des Schülers aus. Der Lehrer darf ja nicht korrigieren wie er geschrieben haben würde, sondern es muß korrigieren, wie das K i n d schreiben wollte. Selbst wenn das Kind Formen bringt, die nicht schrift-

deutsch sind, sondern dialektisch oder kindlich, so ist das kein Vergehen. Solche Formfehler verlieren sich im Lauf der Jahre durch die Lektüre. Schließt sich dann der Korrektur durch den Lehrer noch eine Besprechung mit dem Schüler an, so wird der Lehrer Gelegenheit genug bekommen, jeden Schüler richtig anzufassen, dann wird der Aufsatz so recht „Einzelunterricht".

* * *

Und nun empfehle ich meine Arbeit den geehrten Kollegen und allen, welche die Kinder lieb haben. Es ist noch kein Jahr verflossen, seit die erste Auflage derselben ausgegeben wurde, und nun darf schon die zweite ihren Weg antreten. Möge auch diese erweiterte Auflage eine freundliche Aufnahme finden. Diejenigen aber, die sich mit meiner Arbeit nicht auf das Erstemal befreunden können, die bitte ich, über dieselbe nicht das Verdammungsurteil zu fällen, sondern des apostolischen Wortes zu gedenken: „Prüfet alles!" Wir Lehrer trauen leider unseren Kindern, was deren produktive Leistungsfähigkeit anbelangt, viel zu wenig zu. Laßt an Stelle des lähmenden Pessimismus den erhebenden Optimismus treten, er wird mit seinen Schwingen Lehrer und Schüler in sonnige Höhen führen.





II. Allerlei aus Natur und Leben: Momentaufnahmen, Rück- und Ausblicke.

a) Winter.

1. Ein Schneegestöber.

Vorbereitung.

Es ist halb 3 Uhr nachmittags. Die Schüler sind eben mit der Lösung schriftlicher Rechenaufgaben auf der Schiefertafel beschäftigt. Es wird immer dunkler. Einzelne Schüler beklagen sich, sie könnten nicht mehr sehen zum Schreiben, andere schauen mit ängstlichen Blicken durch die Fenster. Da heiße ich die Kinder die Griffel ablegen und an die Fenster treten. Es entsteht zwischen Kindern und Lehrer eine zwanglose Unterhaltung.

Sch.: Die Wolken sind ganz schwarz. Da wirds einem ganz bang. Herr Lehrer, kommt denn ein Gewitter? L.: Ich weiß es nicht, vielleicht. Seht nur, wie tief die Wolken stehen! Sch.: Man meint, sie fallen herunter und erdrücken die Stadt.

Sch.: Jetzt geht auf einmal ein Wind. Ein mangelhaft geschlossenes Fenster fährt auf. Sch.: Man meint, der Wind wolle die Fenster hereindrücken. L.: Und wie der Wind um die Hausecke pfeift! Sch.: Der Wind will das Haus umreißen, es zittert ganz. L.: Seid ohne Sorge, das Haus steht gut. Sch.: Aber die

Bäume könnte er umreißen. L.: Die kann er lange schütteln. Sch.: Jetzt fängt es an zu regnen. Das prasselt an den Fenstern! Es schneit drunter hinein. Auf einmal schießt ein weißer Nebel durch die Luft. Sch.: Es schneit, es schneit! L.: Jetzt ist's euch wieder leichter ums Herz. Seht nur, wie toll die Flocken durcheinanderfliegen! Sch.: Die Dächer werden weiß. Man sieht den Kirchturm nicht mehr in dem Schneegestöber. Im Hofacker (Anlage) bleibt der Schnee liegen. L.: Seht auch die Straße an! Sch.: Die sieht aus wie Kaffee. Nach und nach wird auch die Straße weiß. Sch.: Da kommt ein Mann. Sein Schirm ist weiß. L.: Wie lauft denn dieser Mann? Sch.: Der „schiebt" anders. L.: Ganz recht, der „schiebt". Man meint, er müsse einen Karren schieben. Sch.: Au, macht der große Trapper! L.: Seht nur, wie schön die braunen Fußstapfen im Schnee aussehen!

Nach einiger Zeit hört das Schneegestöber nach und nach auf. Sch.: Jetzt ist es wieder ganz hell, alles ist weiß. Die Sonne scheint! L.: Ah, der blaue Himmel! Die liebe Sonne schaut hervor, die sahen wir schon lange nicht mehr. Warum schaut sie wohl herunter? Sch.: Sie will sich die Herrlichkeit ansehen. L.: Es geht ihr scheint's wie uns, der Schnee gefällt ihr besser als der ewige Schmutz.

Gäbe das nicht einen schönen Aufsatz? Schreibt einmal: „Ein Schneegestöber."

Ausführung.

Es ist mittags ½3 Uhr, auf einmal wird es ganz dunkel, wir sehen fast nichts mehr. Wir sehen hinauf an den Himmel. Die Wolken sind so nahe da, als wollten sie die Stadt erdrücken. Es wird uns bange, die Regentropfen schlagen an die Fenster, nach und nach mischen sich auch einige Schneeflocken drunter hinein. Die Flocken fahren ganz durcheinander und bald entsteht ein wildes Schneegestöber. Wild weht der Wind um die Ecken der Häuser. Alles ist weiß, die Häuser sind weiß, die Straße ist weißlich, die Bäume sind weiß, wo man hinschaut, ist es weiß. Es ist niemand auf der Straße. Auf einmal kommt ein Mann dahergeschoben. Er hat einen Schirm ausgespannt, welcher ebenfalls weiß ist. Er schiebt den „Buckel" hinauf, wie wenn er einen Karren schieben müßte. Hinter ihm schaut die braune Erde wieder hervor, eine lange Reihe

von braunen Tappern läßt er auf der Straße zurück. Die Wolken teilen sich, bald schaut auch die Sonne sich die weiße Stadt an. So hat sichs verändert in einer halben Stunde.

2. Es hat geschneit.

Vorbereitung.

Klasse: „Guten Morgen, Herr Lehrer!“ L.: Guten Morgen, Kinder!“ Sch.: „Herr Lehrer, 's hat Schnee!“ L.: „Das ist ja fein!“

Ich weiß nicht, wem ich zuerst mein Ohr schenken soll, jedes Kind ist redselig, ich komme kaum zum Wort. Schöne Verlegenheit! Und da steht auf dem Stundenplan: „8—9 Uhr — Sprachlehre.“ Heute kann von Sprachlehre keine Rede sein, ich bin nicht in der Stimmung dazu und die Kinder erst recht nicht.

L.: Wer entdeckte denn zuerst, daß es in der Nacht geschneit hatte, wer ist der Glückliche? Sch.: Die Aufseherin rief: „Mädle, 'shat gschniee!“ L.: Da dachtet ihr: „Wie ist mein Bett so warm, müßt ich nur nicht aufstehen!“ Sch.: Nein, nein, wir sprangen gleich heraus und sprangen an die Fenster. L.: Da hättet ihr gewiß das Anziehen vergessen! Sch.: Ja, die Aufseherin sagte: „Ziehet euch doch an, sonst erkältet ihr euch!“ Wir waren mit dem Anziehen und Waschen schneller fertig als sonst. Einige wollten gleich hinaus, aber sie durften nicht, wir mußten zum Beten zusammenstehen und dann zum Essen gehen. Nach dem Essen machten wir gleich eine Schneeballenschlacht. L.: Darum ist das Haus so schlecht gekehrt. Ich muß eben heute ein Auge zudrücken, besser alle beide. Kinder lachen. L.: Nun ist es ja schon ziemlich hell, da könnet ihr die ganze Herrlichkeit überschauen. Was sehet ihr nun? Sch.: Alles ist weiß. L.: Jetzt weiß ich erst nichts, was heißt „alles“? Die Schüler zählen jetzt auf, machen auch gleich originelle Vergleiche: Die Häuser haben weiße Mützen, die Äste der Bäume sind dick mit Schnee belegt, oben weiß, unten braun (wie liniert), die Drähte der elektrischen Leitung sind so dick wie ein Seil. L.: Und wie sieht der Himmel aus? Sch.: Ganz weiß, er hängt noch voller Schnee. L.: Und die Luft? Sch.: Ist nebelig. L.: Wie erscheint euch denn die Stadt? Sch.: Sie ist wie verschleiert. Sie sieht verschlafen aus. L.: Drum seid ihr auch so verschlafen! Sch.: Nein,

nein, wir möchten nur hinaus und eine Schneeballenschlacht machen und Schlitten fahren. Nach dem Essen machten wir schon eine. L.: In der Vesperpause habt ihr dann zu beidem Gelegenheit. Jetzt aber müssen wir eben in der Schule sitzen bleiben. Weil euch aber der Schnee so sehr freut, so dürft ihr jetzt von ihm schreiben. Wie wollt ihr den Aufsatz überschreiben? Sch.: Es hat geschneit; der erste Schnee; Hurra Schnee; Schnee, Schnee!

Ausführung.

Als wir heute morgen noch im Bett lagen, rief unsere Aufseherin, Marie Moser: „Es hat geschnieen!" Da wurde es lebendig im Schlafsaal. Wir sprangen aus den Betten und stürzten an die Fenster, um uns davon zu überzeugen. Wirklich, es war so, denn die gegenüberliegenden Dächer waren weiß. Jetzt begann der Jubel von neuem, und wir hätten fast das Anziehen vergessen. Nach und nach wurde es hell. Nun können wir die Herrlichkeit erst recht sehen. Die Häuser haben ihr weißen Mützen aufgesetzt, die Straßen sind weiß, Gärten und Felder sind weiß, und die Telegraphendrähte biegen sich ganz vom Schnee. Sie sind so dick wie ein Seil. Aber am allerbesten gefallen mir doch die Bäume. Von der braunen Rinde sieht man fast nichts mehr. Auch der Himmel ist weiß, die Luft ist nebelig, und die ganze Stadt sieht sehr schläfrig aus. Aber das genierte uns nicht. Wir machten gleich nach dem Morgenessen eine Schneeballenschlacht im Hof.

3. Auf der Schlittenbahn.

Vorbereitung.

L.: Wir wollen wieder einen Aufsatz machen. Was bewegt denn euer Herz in diesen Tagen am meisten? Sch.: Das Schlittenfahren. L.: Gut, da haben wir ja schon einen schönen Stoff. Was wollt ihr denn darüber sagen? Nun folgen die Angaben der Kinder: Das Schlittenfahren ist unsere größte Freude. Es lauft gut, die Bahn ist glatt. Es gibt oft ein Gelächter, wenn eins in den Graben fährt und umwirft. Man bekommt Schneeballen. Oft reiben wir eines mit Schnee usw. usw.

Ausführung.

1.

Das Schlittenfahren ist den Kindern das größte Vergnügen im Winter. Mir geht es auch so. Wenn ich freie Zeit habe, hole ich meinen Schlitten und gehe auf die Schlittenbahn. Da sind wir immer lustig. Aber manchmal hört man auch jammern, namentlich wenn Kinder nicht leiten können. Da kommt es oft vor, daß wir im Graben unser Ziel haben. Das ist aber nicht das ärgste. Wenn wir sonntags nicht spazieren gehen dürfen, ist es am schönsten. Da gehen unsere Aufseherinnen mit uns, dann nehmen wir sie auf den Schoß. Manche Kinder wollten gerne fahren, aber sie haben keinen Schlitten. Deshalb nehmen sie große Schneeballen und werfen sie den Fahrenden ins Gesicht. Diese lassen es sich nicht lange gefallen. Sie machen eine Schürze voll Schneeballen, nehmen sie mit auf den Schlitten und zahlen die Laibe wieder heim.

2.

Es ist Vesper. Schnell wird der Schlitten geholt und auf die Schlittenbahn gezogen. Da geht's lustig zu. Es ist so glatt, daß man kaum den Schlitten hinstellen kann. Manche können nicht leiten und kommen in den Graben hinein. Andere werden so mit Schneeballen überschüttet, daß sie kaum die Augen aufmachen können. Ein anderes denkt nicht daran, daß es so glatt ist, springt und purzelt hin. Viele stehen da und lachen, wenn ein's oder's andere vom Schlitten fällt; denn es freut sie. Wir holten den alten, großen Schlitten von der Bühne. Es ist eine wahre Freude, auf ihm zu fahren, denn er kommt bald rechts, bald links in den Graben. Deshalb setzen sich viele auf ihn, und der Arme, Alte hat nur zu tun, alle die Kinder zu tragen. Wir setzten uns auch auf den großen Schlitten des Herrn Inspektors. Schäfer war unser Pferd. Es wurde oft scheu, und oft hatten wir Angst, es werfe den Schlitten um. Bald war die Vesperzeit aus, und wir mußten die Schlittenbahn verlassen.

4. Die Aussicht vom Finkenstein.

Vorbereitung.

Die ganze Klasse macht einen Ausflug auf den Finkenstein, von welchem aus Winnenden und die dahinter sich ausbreitende Ebene

bis zum Wunnenstein und dem langen Höhenzug der Löwensteiner Berge überblickt werden können.

L.: Überblickt einmal die ganze Gegend, gefällt sie euch? Wie sieht sie denn aus? Sch.: Es ist alles weiß, mit Schnee bedeckt. L.: Ob das wohl stimmt, daß der Schnee weiß aussieht? Um uns herum sieht er wohl weiß aus; aber im Zipfelbachtal? Sch.: Da erscheint er bläulich. L.: Und wie sieht er in der Ebene hinter Winnenden aus? Sch.: Gelblich. L.: Und ganz im Hintergrund, an den Bergabhängen? Sch.: Da glänzt er wie Gold. L.: Ihr seht, Kinder, daß ihr nicht einfach sagen dürft, „der Schnee sieht weiß aus", er kann in anderen Farben erscheinen. Wodurch ist die Schneefläche, die sich vor uns ausbreitet, unterbrochen? Sch.: Durch dunkle Stellen. L.: Woher diese schwarzen Stellen wohl kommen? Sch.: Das sind Baumfelder. L.: Das ist sonderbar, daß da immer wieder Baumgruppen beieinander stehen, warum sind die Bäume so gruppiert? Sch.: Die Obstbäume stehen rings um die Ortschaften herum. L.: Seht ihr die Ortschaften? Sch.: Nein. L.: Wie erscheinen die Obstbäume in der Umgebung Winnendens? Sch.: Rötlich, bläulich. L.: Die erscheinen violett. Nun schaut euch auch den Wald über Hertmannsweiler an! Sch.: Auf ihm liegt ein bläulicher Nebel. L.: Weil dieser Nebel aber sehr dünn ist, heißen wir ihn bloß „Dunst". In welcher Farbe zeigt sich Winnenden? Sch.: Winnenden ist grau. L.: Aber nicht ganz. Sch.: Wir sehen auch einzelne rote Dächer. L.: Seht, Kinder, welche Farbenpracht der Winter besitzen kann. Wenn wir nur malen könnten! Sch.: Das würde ein schönes Bild geben. L.: Leider sind wir keine Maler, aber schreiben können wir, so machen wir mit der Feder ein Gemälde ins Aufsatzheft.

Ausführung.

Wir stehen auf dem Finkenstein und betrachten die Gegend von Winnenden. Überall, wo wir hinsehen, ist nichts als Schnee und Schnee zu erblicken. In der Regel sagt man, der Schnee sei weiß. Das ist nicht immer wahr! Vor unsern Augen ist er weiß, weiter weg, im Tal, ist er bläulich, in größerer Entfernung erscheint er gelblich und hinten an den Löwensteiner Bergen glänzt er wie Gold. Die endlose Schneefläche ist von schwarzen Strichen und Flecken unter-

brochen. Das sind die Bäume, die an den Straßen stehen und welche die Dörfer umrahmen. Die Bäume in der Ferne sind rabenschwarz, die in der Nähe violett gefärbt. Auf dem Tannenwald hinter Hertmannsweiler liegt ein bläulicher Dunst.

Die Stadt ist meist weiß, rötlich, oder dunkelbraun. Man sieht nur einige helle Giebel der Häuser, die grauen Dächer der Altstadt, die roten der Neustadt und die Kirchtürme. Ortschaften sind nicht zu erblicken, denn es ist ein wenig dunstig. Es ist eine majestätische Pracht, die sich vor uns ausbreitet. Wenn ich malen könnte, würde ich die Gegend abmalen, aber diese Kunst besitze ich nicht. Ich habe aber auch, ohne malen zu können, eine Freude an dem Anblick.

5. Der Wald im Winternebel.

(Der bereifte Wald.)

Vorbereitung.

Es liegt ein richtiger Winternebel auf der Gegend. Ich sah gestern die Herrlichkeit eines Nadelwaldes, die ein solcher Nebel hervorzaubert, und war ganz ergriffen. Heute führe ich die ganze Klasse in diesen Wald. Allgemeines „ist das schön!" wird gehört. Nachdem sich die Kinder einige Zeit diesem Naturgenuß ganz hingegeben haben, beginne ich erst das Zwiegespräch.

L.: Laßt uns doch alles genau ansehen! Seht einmal die Forchen an! Was sagt ihr über die Häupter derselben? Sch.: Man sieht sie nicht recht. L.: Aber ganz kann sie der Nebel nicht verhüllen, sie scheinen noch durch. Sie haben sich verschleiert, wie die vornehmen Damen. Wie erscheinen die Nadeln? Sch.: Sie sind weiß. L.: Stimmt nicht ganz. Sch.: Das Grüne scheint noch durch. L.: Womit kann man das Weiß, das die Nadeln bedeckt, vergleichen? Sch.: Es sind Perlen. L.: Schaut euch die Stämme an! Sch.: Da sind lange Reihen von Perlen. L.: Wie laufen diese Reihen? Sch.: Durcheinander. L.: Findet ihr keinen Vergleich? Sch.: Wie ein Netz.

L.: Seht euch auch die Tännchen an! Sch.: Auf diesen liegen Schneetafeln. L.: Und die Farbe des Schnees? Sch.: Ganz weiß und rein. L.: Vergleicht den Perlschmuck der Tännchen mit dem der Forchen! Sch.: Er ist zarter.

L.: Beseht euch die Lärchen, die dort drüben beieinander stehen,

da steht ja auch eine! Sch.: Sie sind gräulichweiß. L.: Sie erscheinen noch viel zarter als alle andern Bäume. Man könnte sie mit großem Schilf, wie er am Bache steht, vergleichen.

Nicht bloß die Bäume tragen glitzernden Perlschmuck; seht auch durch die Luft! Sch.: Sie ist voll von Perlen. L.: Schaut auch ins Dunkel des Waldes! Welche Empfindung habt ihr da? Sch.: Man meint, man sei in einer großen, schönen Kirche. Das ist wie ein Feenpalast. Da könnte ein König begraben sein. Da wohnt der liebe Gott. L.: Ich meine auch, ich sei in einem Heiligtum, so feierlich ist es hier und so still.

Wir durchwandern den Wald, einen Waldweg benützend, und stehen an besonders schönen Stellen immer wieder still. Nur ein ganz oberflächliches Gemüt geht ohne Eindruck weg.

Ausführung.

Es muß ein Festtag im Walde sein, daß alles so schön geschmückt dasteht. Über die Gipfel der hohen, schlanken Forchen zieht sich ein feiner, weißer Schleier. Jede einzelne Nadel ist sorgfältig mit feinen, durchsichtigen Perlen bekleidet, so daß das schöne Grün noch hervorschimmert. Der hohe Stamm der Forchen ist von einem feinen, von Perlen gewobenen Netz überzogen.

Und wie lieblich die jungen Tännchen geschmückt sind! Auf ihren breiten Zweigen liegen ganze Schneeplatten. Ei, wie das glitzert und glänzt! Man meint, es seien lauter Edelsteine. Noch schöner als die Nadeln der Forchen sind die der Tännchen mit dem feinsten Perlschmuck bekleidet.

Seht nur, wie die Lärchen uns so freundlich ansehen! Sie sehen aus wie Schilf, nur viel, viel größer.

Schöner als hier kann's nirgends sein, nicht einmal im Schloß des Königs ist's so prächtig. Ja, man meint, in der Luft schweben unzählige Perlen. Feierliche Stille ruht auf dem ganzen Wald.

6. Auf der Eisbahn.*)

Vorbereitung.

L.: Kinder, wir gehen auf die Eisbahn! Sch.: Ah, fein! Schüler springen auf voller Vergnügen. L.: Ist die Bahn auch gut? ich

*) Aus meiner Schule in G.

war noch nicht auf dem Mühlkanal. Sch.: Es läuft fein. Das Eis ist spiegelglatt. L.: Da ist's ja eine Lust Schlittschuh zu fahren! Wollen wir gleich hingehen? Sch.: Ja, Herr Lehrer! L.: Das wäre auch meine Freude, aber, Kinder, wir haben Schule. Sch.: O, Herr Lehrer, gehen Sie doch auch mit! L.: Wir fahren miteinander. Sch.: Fein! L.: Kinder, wir wollen jetzt nur in Gedanken auf die Eisbahn gehen, aber heute nachmittag gehe ich wirklich auf die Eisbahn, dann kommt ihr auch. Ihr müßt eben flink von zu Hause weg gehen. Sch.: Ich quetsche als schnell zur Türe hinaus (entferne mich so schnell und heimlich als möglich), daß mich meine Mutter nicht in die Stadt schicken kann. L.: Da wird sie aber nicht sehr erfreut sein, wenn sie ihre Berta nicht findet. Sch.: Ich gehe in die Stadt, wenn ich vom Eis komme. L.: Da bist Du gewiß immer die Erste auf dem Mühlkanal. Sch.: Wenn ich komme, ist der Kanal fast noch ganz leer. L.: Ihr andern, seid ihr auch so flink? Sch.: Ich brauche bloß eine Viertelstunde von der Schule an bis aufs Eis. Eins ums andere kommt dahergesprungen, die meisten vespern unterwegs ihr Brot. L.: Ist's denn gar so schön, daß es euch so pressiert? Wenn ihr nur sonst auch so flink wäret! Sch.: Meine Mutter sagte zu mir: „Wenn du aufs Eis gehst, da bist du so flink, wie der Wind, wenn du aber sonst was tun sollst, da pressierts dir nicht!" L.: Da wird's aber schön zugehen, wenn die ganze Schuljugend beieinander ist! Sch.: Da wuselt es anders durcheinander! Da ist oft ein Geschrei und ein Gelächter, wenn eins hinfällt. L.: Daß es nur keine Tränen gibt! Sch.: Gestern „fuhr einer auf der Nase", daß er blutete. Er verschmierte sich den ganzen Kittel. L.: Das mag kein sonderliches Vergnügen sein! Sch.: Der hat auch genug gehabt. Als er ausgeweint und ausgeblutet hatte, ging er heim. L.: Hat ihn denn eins hingeworfen? Sch.: Nein, er fiel selbst, er lernte das Schlittschuhfahren erst. Das ist als fein, wenn's eines erst lernt! Die machen krumme Füße hin und fuchteln mit den Armen und auf einmal vergratteln*) sie sich und liegen da. L.: Wenn's nur immer so gut abgeht! Sch.: Das tut einem nichts, wenn auch hie und da eins den Arm oder den Fuß hebt.**) Die sind auch zu wehleidig, die weinen gleich. Ich weine

*) mit beiden Beinen nach den Seiten ausgleiten. **) hält.

nicht, wenn ich hinfalle. L.: So, so, du fällst auch hin? Sch.: Ich tu's als mit Fleiß (absichtlich). Wir fahren oft in einer langen Reihe nebeneinander. Auf einmal falle ich absichtlich hin und ziehe die andern um. Da liegt dann der ganze Haufe. Das gibt ein Geschrei! L.: Du bist aber boshaft. Da wird's doch gut sein, wenn ich auch aufs Eis gehe, daß es ordentlich zugeht, ihr macht scheint's einen ordentlichen Skandal. Sind als auch Erwachsene drunten? Sch.: Ja, gestern fiel Herr . . . auch hin, er blieb an einer Weide hängen. Die Buben werfen immer Weiden aufs Eis, wenn man die nicht sieht, fällt man auf einmal hin. L.: Das sind wieder die bösen Buben! Sch.: Die Mädchen verklagen einen immer. Ein Schlittschuh ging ihm herunter, dann fiel er hin. Sch.: Nein, das ist nicht wahr. Sch.: Doch, 's ist wahr! L.: Ich will das nicht untersuchen, aber die Weiden dürft ihr nicht aufs Eis werfen.

L.: Geht ihr auch zeitig heim? Sch.: Ich bleibe so lange ich kann, ich kann garnicht genug bekommen. Es wird so bald Nacht. L.: Wenn es aber dunkel wird, sollten Kinder heimgehen. Sch.: Beim Heimgehen pressiert es uns nicht so arg, wie beim Kommen. Wenn eins sagt: „Komm, jetzt gehen wir heim," so sagt das andere: „Nur noch einmal fahren wir hinauf und herunter." Dann fahren wir oft noch dreimal. Das ist als so dumm, wenn man die Schlittschuhe ausgezogen hat, man kann schier nicht mehr laufen. L.: Daß euch der Hunger nicht bälder heimtreibt! Sch.: Da schmeckt's einem, wenn man heim kommt!

L.: So, jetzt waren wir lange auf dem Mühlkanal, jetzt können wir genug haben. So, schreibt, was ihr erlebt habt!

Ausführung.

Es ist Winter. Der Mühlkanal ist fest zugefroren, so fest, daß man nicht in Gefahr steht, hineinzufallen. Kaum habe ich die Schule verlassen, so lenke ich schon meine Schritte dem Mühlkanal zu. Ich habe immer große Eile; denn wenn mich meine Mutter erwischt, würde sie mir vielleicht noch ein Geschäft diktieren.

Fast noch niemand ist auf der glatten Eisfläche zu sehen, immer bin ich eine von den Ersten, die an Ort und Stelle sind. Schnell werden die Schlittschuhe angezogen, aber kaum stehe ich auf dem

Eis, so sehe ich schon ein Kind ums andere hereilen. Da gehts lebhaft zu, und ein Durcheinander ist, daß eins das andere schier nicht mehr findet. Einige fahren Schlittschuh, andere schleifen, andere tun „Fangerles“, und wie leicht fällt da eins hin! Die andern lachen dann, daß sie sich die Seite heben müssen. Die, die das Schlittschuhfahren noch nicht recht können, stehen am dummsten da. Sie machen krumme Füße hin, fallen und brechen schier Hals und Bein, weinen und wünschen sich lieber in die warme Stube. Gestern fiel einer auf die Nase, daß er blutete. Der hatte aber für heute genug, so schnell als möglich ging er heim. Die, welche schon im Schlittschuhfahren geübt sind, ziehen lange Reihen und schreien: „Links, rechts!“ Auf einmal fällt eins mit „Fleiß“ hin und zieht die ganze Gesellschaft über den Haufen, daß ein lautes Gelächter entsteht. Oft fallen auch Erwachsene, wenn sie an Ruten, welche Buben ihnen legen, stolpern. Dann gibt's freilich noch ein viel größeres Gelächter.

Niemand mag ans Heimgehen denken, denn hier ist es so nett. Nur zu bald wirds dunkel, und eins ums andere sagt: „Jetzt geh ich heim.“ Bald ist der Mühlkanal leer und die stille Nacht senkt sich hernieder. Zu Hause in der dumpfen Stube will's einem gar nicht recht behagen. Auf dem belebten Mühlkanal wars viel netter.

7. Unser Spaziergang auf den Haselstein.

In der letzten Woche machten wir mit unserem Herrn Lehrer einen Spaziergang. Wir strebten dem Haselstein zu. Es pressierte uns nicht, wir hatten ja Zeit.

Auf dem Stöckach wurde eine Schneeballenschlacht gemacht. Wir stellten uns rechts und links von der Straße auf, und jetzt konnte die Schlacht beginnen. Eifrig wurden Schneeballen gemacht und den Feinden zugeworfen. Sie müssen saftig gewesen sein, denn da und dort sah man ein Weinendes stehen. Nicht alle Schneeballen trafen, leider gingen die meisten daneben, und man hätte sie doch gerne an den Kopf eines andern schlagen sehen. Vielen war der Schnee zu kalt, sie hätten ihn lieber gar nicht gesehen, und nun standen sie da, steckten die Hände in die Hosentaschen und weinten. Unser Herr Lehrer nahm einige Feiglinge und rieb sie im Schnee;

aber wie die aufsprangen und hurtig Schneeballen machten! Nach und nach feuerten uns die Hände, auch ging uns das Schießmaterial aus, und wir hatten keine andere Wahl, als Frieden zu schließen.

Nun gings weiter. Als wir an die Kelter kamen, sahen wir zu unserer großen Überraschung zwei Jäger stehen, welche bereit waren, zu schießen. Aber auf was, das wußten wir nicht. Um dieses Rätsel zu lösen, fragte unser Herr Lehrer die Jäger. Da stellte es sich heraus, daß in der Kelter eine Katze, ein Marder oder ein Wiesel sei. Man sah die Spur im Schnee. Aber das Tier konnte nicht erlegt werden, weil es nicht herausging, und wir gingen weiter.

Eins ums andere fing nun an, sich im Schnee abzuphotographieren. Aber man sah nur den Rücken. Deshalb fing ein Knabe an, sich auf das Gesicht zu legen, daß man es auch sehe. Aber er fing an zu zappeln, als ihm ein anderer das Gesicht in den Schnee drückte. Nun war das Bild verdorben, das gewiß recht schön geworden wäre. Als wir an den Finkenstein kamen, betrachteten wir uns die Gegend. Was wir sahen, wurde schon ins Aufsatzheft geschrieben. (Nr. 4.)

Von hier ging's vollends schnell auf den Haselstein. Wir konnten uns nicht sattsehen an den Tännchen, auf welchen wunderschöner Schnee lag, und wie der glitzerte! An der Schutzhütte machten wir halt. Da fand ein Knabe ein Brett, setzte sich darauf und probierte das Schlittenfahren. Aber, o weh! Seine Hosen bekamen einen gewaltigen Riß. Als wir noch in guter Ruhe beieinander standen, hörten wir auf einmal unsern Herrn Lehrer „hurra!" rufen. Er sprang den Berg hinunter und wir in aller Eile hintennach.

Als wir an den Finkenstein kamen, gingen wir im Gänsemarsch den Fußweg hinunter, welcher auf die neue Straße führt. Von da gings schnell heim. Um ½ 4 Uhr waren wir wieder zu Hause.

8. Heute ist es in der Stube am schönsten.

1.

Das Wetter ist jeden Tag trüb. Kein erfreuender Sonnenstrahl ist zu sehen. Da kann das Menschenherz nirgends lustiger sein als in der Stube. Da kann man wenigstens ein Spiel machen,

Geschichten lesen oder erzählen oder singen. Manchmal kommt auch Besuch, dann kann man traulich zusammensitzen und über das und jenes sprechen. Aber auf der Straße muß man bloß frieren und den Schmutz auswaten, daß man am Montag nur zu putzen hat. Das ist uns keine Freude. Deshalb bleiben wir lieber in der Stube.

2.

Gegenwärtig haben wir immer schlechtes Wetter. Es wechselt immer ab, einmal regnet's, dann schneit's, dann ist's wieder kalt, dann wieder warm. Die Abwechslung ist aber nicht gut. Man wird gerne krank davon. Auch kann man nicht einmal recht spazieren gehen, ganz schmutzige Kleider bekommt man, daß man am Montag den Schmutz kaum mehr weg bringt. Da ist's doch in der warmen Stube viel schöner. Man muß nicht frieren, auch wird man nicht schmutzig, sondern man kann ganz gemütlich um den Tisch herumsitzen und lesen, spielen und tun, was man will.

3.

Heute ist es draußen sehr wüst. Wir bleiben am liebsten in der Stube. Als wir gestern bei einer Beerdigung singen mußten, meinten wir, wir müßten erfrieren. Der Wind trieb uns den Regen ins Gesicht, daß wir kaum singen konnten. Wie schön war es nachher in der Stube am warmen Ofen! Unsere Kleider waren naß, und wir mußten sie an den Ofen hängen. Heute gehen wir nicht spazieren, denn die Sonne erwärmt uns nicht. Wenn wir vor das Haus hinauskommen, schaudert es uns, und wir werden schmutzig und naß. Wir setzen uns lieber um den Tisch herum und spielen mit unsern Puppen oder machen sonst ein Spiel. Wenn es dann Abend wird, ist es noch gemütlicher, denn jetzt können wir „Schulmeisterles" tun. Vielleicht können wir nächsten Sonntag einen Spaziergang machen. Dann wollen wir ganz besonders lustig sein.

9. Heute erfriert man schier.

1.

Als wir uns gestern abend ins Bett legten, war es schon ordentlich kalt. Deshalb gingen wir so schnell als möglich ins

warme Nestchen und zogen die Decke über die Ohren. Doch wir sollten noch größere Kälte spüren; denn als ich heute nacht erwachte, war's noch viel, viel kälter. Um die Kälte nicht mehr zu spüren, schlüpfte ich noch fester hinunter und schnarchte.

Um ¼ 7 Uhr weckte uns die Glocke. Schnell wollte ich herausspringen. Als ich aber spürte, daß es so kalt war, lag ich noch ein Weilchen hinein, bis der Aufseher kam und uns heraustrieb. Da sah man eins ums andere aus dem Bett herausspringen und rufen: „O weh, heut ist's kalt!" Die Kleinen fingen an zu weinen. Der Aufseher hatte Mitleid mit ihnen und zog sie an. Beim Bettmachen wurden uns die Finger steif.

Nun gings in den Waschsaal, und der Jammer ging zum zweitenmal los. Die Kleinen wollten sich nicht waschen lassen, sie scheuten das Wasser. Aber das half alles nichts, jedes mußte sich waschen. Wie froh war ich, als ich fertig war. So schnell als möglich ging ich ins Arbeitszimmer an den warmen Ofen. Da war's recht gemütlich. Im Speisesaal war's auch schon gut warm, und wir durften nicht über Kälte klagen. Nach dem Essen ging's ans Kehren. Wir wollten schnell machen, und es wurde nicht sauber. Wir mußten noch einmal kehren und noch einmal frieren. Meine Finger waren ganz steif, ich konnte sie kaum bewegen. In der Schule war's noch nicht recht warm, und es fror uns in die Füße. Um ½ 12 waren die Fenster noch nicht aufgetaut. Es hatte 18° C Kälte. Das wäre recht ungemütlich, wenn es so kalt bliebe.

2.

Heute ist ein kalter Tag. Das haben wir schon im Bett gespürt. Deshalb schlüpften wir fest unter die Decke. Als es erst zum Aufstehen läutete, wollten wir gar nicht heraus. Beim Betten wurden mir schon die Finger krumm. Dann kam das Waschen, das war mir noch ärger. Beim Essen wurde es mir wieder wohler. Aber nach dem Essen mußten wir unsere Arbeiten verrichten. Ich mußte in der Küche abtrocknen. Da ging immer die Türe hinter mir auf und zu, daß mir fast die Füße wegfielen. Um 8 Uhr ging es in die Schule, da war's noch nicht recht warm. Im Freien hatte es 18° C Kälte. Erst um 11 Uhr tauten die Fenster auf. Mittags

mußte ich waschen. In der Waschküche war es warm. Aber beim Aufhängen schnatterte ich vor Kälte. Dann ging's recht langsam. Da sehnt man sich nach der warmen Stube.

3.

Heute nacht spürte ich, daß es ordentlich kalt ist. Ich schlüpfte fest unter die Decke hinunter, und die Füße zog ich herauf, soweit sie gingen. Als es an das Aufstehen ging, machte ich schnell, daß ich in den Stall hinunter kam, denn dort ist es warm. Als die Arbeit im Stall fertig war, ging ich in die Schule. Ehe ich in die Schule gehe, muß ich mich anders anziehen, aber bis das vollendet war, fror es mich in die Füße. Am Mittag ging es wieder in den Stall. Dann mußte ich Futter hinrichten zum Futterschneiden. Wenn ich die Gabel in die Hand nahm, fror es mich noch ärger.*) Deshalb machte ich rascher als sonst. Darunter hinein steckte ich immer wieder die Hände in die Hosentasche oder hauchte in die Hände. Das ist kein Vergnügen, wenn es so kalt ist.

10. Heute nacht ging ein heftiger Sturm.

Heute nacht ging ein heftiger Sturm. Große Regentropfen schlugen an die Fenster, daß man daran aufwachen konnte. Oft konnten wir meinen, der Sturm wolle die Fenster hereinschlagen. Der Wind pfiff und sauste um die Hausecke, daß mirs angst und bange wurde. Einmal hörte das Pfeifen auf, dann fing es wieder ärger an. So ging's die ganze Nacht fort. Man meinte, das Haus wolle einstürzen, so zitterte es. Dazu war ein Laden los auf der Bühne, der schlug die ganze Nacht. Ich dachte: „Wie gut ist's, daß ich ein Bett habe, draußen heult der Sturm, und in meinem Bett ist's so warm." Ich schlüpfte immer fester unter die Decke. Draußen hätte ich nicht sein mögen.

11. Das Christkindchen ist geschäftig.

1.

Nur noch neun Tage sind es bis zum heiligen Abend. Da hat natürlich niemand so viel zu tun wie das Christkindchen. Vom

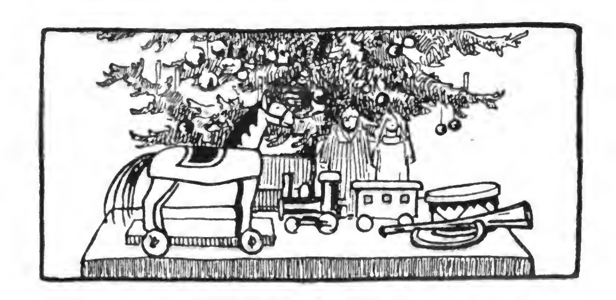
*) mehr.

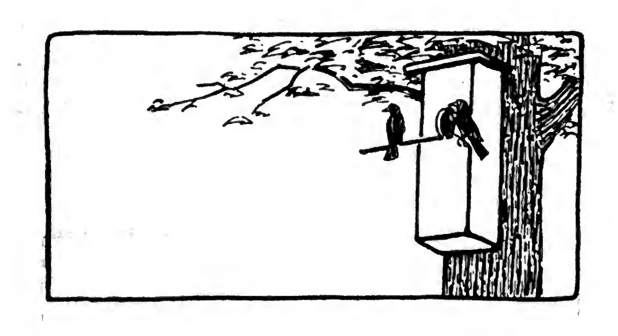
frühen Morgen bis zum späten Abend hat es keine Ruhe. Es will alles im Verborgenen tun, wir Kinder sollen keinen Funken davon merken. Das Zimmer der Hausmutter ist seine Werkstatt. Will eins mit der Hausmutter sprechen, und es hat angeklopft, so kommt sie lächelnd heraus, und wir werden vor der Türe abgefertigt. Sie stellt sich dann so, daß man nicht auf den Tisch sieht, den Ofen dürfen wir sehen; aber das hilft uns nichts, den haben wir schon oft gesehen. Kaum hat die Hausmutter ihr Zimmer verlassen, so „spicken" (schauen) wir durchs Schlüsselloch, sehen aber selten etwas. Doch alles kann das Christkindchen nicht verheimlichen. Gestern abend duftete es im ganzen Haus. Die Hausmutter kochte Schnitze und Zwetschgen zum Schnitzbrot, das wir an Weihnachten bekommen. Heute morgen holten Gottlob und Wilhelm Christbäume, welche von uns mit großem Jubel begrüßt wurden. Jetzt sieht man den Briefträger, der immer schwer mit Päckchen beladen ist, viel öfters ins Amtszimmer des Herrn Inspektors laufen. Für mich ist auch ein Päckchen gekommen. Diese Päckchen erhalten wir aber erst am heiligen Abend. Wir haben auch schon unsern Wunschzettel geschrieben. Ich habe mir ein Geschichtenbuch gewünscht. Wir haben auch schöne Weihnachtslieder gelernt. Ich kann's nimmer erwarten, bis der heilige Abend kommt, wenn er nur schon morgen wäre. Wir müssen aber noch Geduld haben. Wie schade ist's, daß es keinen Schnee hat, jetzt muß das liebe Christkindchen im Schmutz herumlaufen und sein schönes Kleidchen verderben, und wir können nicht Schlitten fahren.

2.

Jetzt sind es noch neun Tage bis Weihnachten. Überall ist das liebe Christkindchen beschäftigt. Das möchte alles nur zu gern heimlich tun, aber das gelingt ihm doch nicht ganz. Wir haben schon manches gemerkt. Besonders im Zimmer der Hausmutter ist das Christkindchen beschäftigt. Wenn man zu ihr kommt, so steht sie so unter die Türe, daß wir nicht auf den Tisch sehen. Das hat etwas zu bedeuten! Gestern abend wurden in der Küche Schnitze und Zwetschgen gekocht, natürlich zu den Schnitzlaibchen, und morgen sollen sie gebacken werden. Heute ging Gottlob auf den Markt und holte Christbäume. Das erfreut ein Kinderherz, wenn es einen Christbaum sieht. Wir haben auch schon unsere Wunschzettel

geschrieben. Ich wünsche mir ein Geschichtenbuch und ein Püppchen. Ich will nur sehen, ob's das Christkindchen bringt. Wie schade ist's, daß es keinen Schnee hat, jetzt muß das liebe Christkindchen im Schmutz herumlaufen.





b) Frühling und Sommer.

12. Heute halte ich es in der Schule schier*) nicht aus.

1.

Heute ist ein wunderschöner Tag. Die Sonne lacht mich so freundlich an, als ob sie sagen wollte: „Komm doch und spiele in meinem warmen Sonnenschein.“ Ja, das würde ich gleich tun, wenn ich nur dürfte. Doch jetzt fällt mir etwas ein. Wir stehen ja vor zwei Feiertagen, und dann kommt der Sonntag. „Hurra“, da will ich aber lustig sein! Da kann ich singen, springen, johlen und pfeifen. Am liebsten würde ich in den Wald gehen. Jetzt gibt es ja Palmkätzchen. Dann können wir schöne Sträuße winden und sie heimtragen.

2.

Als ich heute morgen die Sonne so frisch wie im Frühling aufgehen sah, fühlte ich mich wohl. Ich wünschte mich in die Wälder und in die schönen Täler. Da würde ich hüpfen und springen und mich meines Lebens freuen. In der Schule zu sitzen, das ist mir heute entleidet, und ich fühle mich wie eingesperrt. Aber ich freue mich auf die kommenden zwei Feiertage. Da dürfen

*) beinahe.

wir jeden Tag einige Stunden spazieren gehen. Da werde ich spielen und hüpfen nach Herzenslust. Wenn das Wetter so bleibt, wie es ist, dann können wir uns freuen und fröhlich sein.

13. Die Staren sind da!

Vor einigen Tagen kamen die Herren Staren wieder zurück von ihrer Südreise. Es muß ihnen ganz wohl bei uns sein. Wenn die liebe Sonne so schön scheint, fliegen sie von einem Dachgiebel zum andern und musizieren nach der schönsten Vogelart. Sie gebärden sich dabei ganz närrisch. Einmal hüpfen sie, dann pfeifen sie, einmal singen sie in einem tiefen, dann in einem hohen Ton. Man muß gerade lachen, wenn man ihnen zuschaut. Auch die Menschen sehen es gern, wenn die Staren kommen. Sie sind nämlich die beliebten Frühlingsboten. Wenn die Kinder einen Staren sehen, so rufen sie voller Vergnügen: „Hurra, die Staren sind wieder da! Nun wird es bald Frühling, dann können wir in den Wald gehen und spielen."

14. Märzenveilchen.

Ende März und Anfang April gibt es Veilchen. Kaum sind die ersten offen, so kommen schon Kinder und pflücken sie. Zuerst findet man nur wenige, aber später massenhaft. Ganze Körbchen voll werden heimgetragen und zu Sträußchen angefaßt. Sogar die Kleinen wollen Veilchen suchen. Wenn sie eins haben, rufen sie: „A Veigele, a Veigele!"*), und zeigen es den andern. Die Größeren suchen sich Veilchen auf, wo viele sind. Haben sie gefunden, so sitzen sie hin und pflücken sie. Wenn sie dann genug haben, machen sie sich auf den Heimweg. Unterwegs riechen sie immer wieder an ihre Veilchen und sagen: „Ah, riecht das fein!" Zu Hause werden die Veilchen ins Wasser gestellt, bis sie verwelkt sind.

15. Der Garten im Vorfrühling.

Treten wir in den Garten, so sieht es gar öde und verwüstet aus. Da liegen noch einige Stengel vom vorigen Herbst, dort ein

*) Ein Veilchen.

paar Bohnenstecken. Ein ganzes Beet ist mit Unkraut bewachsen. Der Gartenzaun ist morsch und ganz kaput, er muß herausgerissen werden, und an seine Statt kommt ein neuer. An jenem Birnbaum liegt ein Haufen Stroh, an diesem ein Haufen Wurzeln vom letzten Herbst. Oben hat man Salat eingegraben, jetzt ist der Boden ganz aufgerissen, und man sieht nur noch die halbverfaulten Blätter und einige Bretter herumliegen Im Weg liegen ein paar Bretter, Steine, Drahtreste, Latten, Holzstücke, Eisenstangen vom neuen Zaun und sonst manches. Ehe man schoren kann, muß man alles, was nicht in den Garten gehört, aufräumen. Die Erdhaufen sind wieder eben gezogen, ein Beet ist vom andern abgeteilt, das Unkraut ausgejätet, Holz, Steine u. a. hinausgeworfen. Der Weg ist wieder geordnet, kurzum, alles ist wieder schön. Nun gleicht der Garten einer Stube, die am Samstag auf den Sonntag gerichtet wird, weil Besuch kommt. So richtet sich der Garten auch. Er will zum Frühling sagen: „Ich bin gerichtet, du kannst jetzt kommen." Schon haben sich auch einige Vorboten des Frühlings gezeigt. Am Gartenwegchen blüht das Schneeglöckchen, und hie und da findet man auch einige Veilchen.

16. Der Wald im Vorfrühling.

Wir stehen jetzt im Wald und sehen ihn genau an. Wir merken, daß der rechte Frühling mit seiner Pracht bald kommt. Die Lärche sieht wunderschön aus und läßt einen dunkelbraunen Schimmer durch ihre Äste. Wir sehen ihr an, daß sie in ein paar Tagen in ihrer ganzen Herrlichkeit da steht. Die Forche ist dunkelgrün. Die jungen Tannen sind so freundlich und jugendfrisch, sie sind von der lieben Sonne goldig übergossen. Die älteren haben ein dunkleres Grün. Die Zweige der Eichen sehen noch ganz rot aus, aber doch sieht man aus dem Gezweige die Knospen hervorblinzeln. Ganz anders ist es bei den Buchen. Im Winter waren die Knospen noch ganz klein, jetzt sind sie um ein gutes Stück gewachsen. Da ist eine Stelle, die sieht ganz rot aus. Das ist eine Gruppe junger Buchen. Aber sie müssen bald ihr rotes Laub wegwerfen. Auf dem Boden ist auch schon Leben. Es gibt schon viele Anemonen und Veilchen.

Die Lerchen trillern: „Trillerie, trillerie, trillerie", die Amsel läßt ihre vollen Töne hören. Die Buchfinken hüpfen auf dem Boden herum und lassen sich von der lieben Sonne bescheinen, vor Freude schmettern sie alle Augenblicke ihr Lied in den Wald, daß es hallt. Alles wacht wieder von dem langen Winterschlaf auf.

17. Frühling im Wald.

Der liebe Frühling hat bei uns seinen Einzug gehalten. Nun ist alles lebhaft und munter, auch in den Wäldern. Die Sonne lockt uns aus dem trüben Zimmer in die Wälder, denn sie will sie uns zeigen, daß wir uns freuen können über ihre Herrlichkeiten. Wie ist da alles jugendlich und frisch! Fast alle Bäume haben sich grün gekleidet. Die Buchen sind ganz hellgrün und fallen uns zuerst ins Auge. Die zarten Zweiglein der Lärchen flattern und zittern im Wind. In den Gipfeln der Bäume sitzen gut gelehrte Musikanten, es sind die Vögel. Sie singen und pfeifen an einer Tour fort, daß es uns ganz wohl wird, wir möchten selbst mit tun. Im Tannenwäldchen hört man die schönen, vollen Töne der Amsel, der Buchfink schmettert sein Lied, und die Meise zirpt ganz leise im Buchenwald. Auch auf dem Boden herrscht überall Leben. Die Anemonen glitzern so schön und hell. Auch Schlüsselblumen sind zu finden. Die Kinder tragen ganze Sträuße heim. In der Luft sieht man bunte Schmetterlinge flattern. Die kleinen Mückchen und Käferchen spielen im Sonnenschein. Wenn das der Mensch sieht, so gefällt es ihm nicht mehr zu Hause am Ofen, sondern er geht hinaus ins Weite und schaut sich die Welt an, die wie neugeboren ist.

18. Frühling im Feld.

Was wir nur sehen können, ist grün. Die Wiesen prangen in wunderschönem Grün. Dazwischen erheben sich prachtvolle Blumen. Ihre Blütenpracht und ihr Duft zieht uns an sie, daß wir gleich bereit sind, sie zu pflücken. Auf dem ganzen Rasen ist nichts, das etwa wüst oder schmutzig wäre. Alles ist wie ein neuer, grüner Sammetteppich mit buntfarbigen Blumen geschmückt. Die Kirschbäume blühen, auch die Birnbäume fangen an. Nur die Apfelbäume sind noch zurück. An den Sümpfen und Bächen spaziert der Herr Storch

herum, um sich eine Beute zu holen. Ganz majestätisch ist sein Gang. In den Lüften trillert die Lerche. Da und dort flattern schöne Schmetterlinge, und der Buchfink läßt sein Lied hören. Die Goldammer macht immer: „Sitz ins Nest, sitz ins Nest!" Das gefällt den Kindern gut, und sie machen's ihr immer nach, wenn auch falsch. Da steht das blaßblaue Schaumkraut, die Feigwurz mit ihren gelben Sternchen, welche im Sonnenschein sehr schön glänzen, das Veilchen, welches ganz im Verborgenen blüht.

19. Der Maikäfer.

1.

Im Mai erscheint der Maikäfer. Sein ganzes Leben bringt er mit Schlafen und Fressen zu. Wenn es Abend wird, und man steht unter einem Eichen- oder einem Kastanienbaum, so hört man ihn summen und brummen. Die Bäume sind manchmal von ganzen Schwärmen belagert, denn da sucht er seine Nahrung. Wenn er ein gutes Plätzchen gefunden hat, so setzt er sich und läßt sichs schmecken, bis er genug hat. Dann fängt er auf einmal an zu schlafen. Wenn es Morgen wird und der Maikäfer noch von der Kälte steif ist, kommen die Kinder und schütteln die Bäume, und der Maikäfer kommt in Gefangenschaft. Nun wacht er auf und sieht, daß er nicht mehr auf seinem Baum ist, sondern in einer Schachtel mit Laub zugedeckt. Nun ist es ihm nicht mehr recht wohl, denn er möchte hinaus ins Freie. Nun sieht er oben ein Loch und denkt: „Da komme ich hinaus." Er klettert nun an das Loch und kommt auch gut hinaus, aber das sieht der Knabe und nimmt ihn schnell, tut ihn wieder hinein und nun hat der Maikäfer die Freiheit erst nicht erhalten. Manchmal lassen die Kinder den Maikäfer heraus und lassen ihn an einem Stecken hinauflaufen oder werfen ihn in die Höhe, und der Maikäfer fliegt davon. Wenn man ihn in die Hand nimmt, so kitzelt es, und man kann kaum die Hand zulassen. Aber leider verbietet der Herr Lehrer, Maikäfer zu fangen, weil es Tierquälerei ist. Obwohl die Kinder an dem Maikäfer so eine große Freude haben, wird er doch nicht von jedermann geliebt. Der Bauer ist sein Feind, denn er schadet den Obstbäumen.

2.

Im Mai kommt der Maikäfer zu uns. Er will sich an den zarten Blättlein voll fressen. Wenn der Abend kommt, wird er am lebhaftesten, denn da macht er sich an die Bäume und frißt. Wenn man unter einem Baum steht, hört man ein Gebrumm, daß man den Kopf ganz voll bekommt. Der Maikäfer sagt wohl: „Hm, da riechts gut, da will ich mich recht voll fressen.“ Er setzt sich hin und frißt, bis er genug hat. Die zarten Blättlein schmecken ihm vortrefflich. Endlich wirds Nacht und kühl und der Maikäfer schläft sorgenlos ein. Doch wenn er wüßte, was für ein großes Unglück ihn morgen übereilen könnte, würde er wohl mit viel Herzeleid einschlummern. Der Morgen graut. Noch liegt der Maikäfer in tiefem Schlummer. Es wird heller und heller, und der Maikäfer ist noch nicht auf den Beinen. Kaum sind die Kinder aufgestanden, so sieht man schon einige unter den Bäumen stehen und die schlafenden Maikäfer herunterschütteln. Sie sammeln sie in Schachteln, tun Laub hinein und nehmen sie mit heim. Zu Hause lassen sie die Maikäfer sich im Gesicht herumlaufen oder an einem Faden hinaufklettern, was den Kindern ganz besonders gefällt. Es ist aber nicht recht, wenn wir Maikäfer fangen, um mit ihnen zu spielen, denn es ist Tierquälerei. Der Lehrer verbietet es, und wir sollen ihm gehorchen.

20. Unsere jungen Staren.

1.

Wir haben ein Starenhäuschen an unserer Scheune, drin wohnt eine Starenfamilie. Sie haben Junge. Wenn die Alten in das Starenhaus kommen und bringen Futter mit, dann schreien die Jungen vor lauter Freude: „Ah, ah!“ Das hörten wir, und wir konnten daran merken, daß Junge drin sind. Vor ein paar Tagen schaute auf einmal so ein Junges heraus. Ganz verwundert drehte es sein kleines Köpfchen herum. Bald ging es wieder hinein und machte die andern auch aufmerksam. Auf einmal steckte eins ums andere sein Köpfchen heraus und ging dann wieder hinein. Wie da die Alten sich freuten! Da dachten die Jungen: „Ach, wir möchten so gerne einmal in der Luft herumfliegen, wie die Alten.“

Endlich getrauten sie es sich. Man sieht sie oft auf dem Scheunendach oder auf dem Asyl sitzen.

2.

Schon lange sahen wir den Staren in unsrem Starenhäuschen zu. Anfangs sieht man nichts als die Alten aus- und einfliegen. Später fliegen sie mit Nahrung hinein. Jetzt wissen wir, daß etwas los sein muß, denn steht man unten hin, so hört man die Jungen schreien. Endlich läßt sich auch eins von ihnen sehen. So ein kleines Naseweischen schaut zum Loch heraus und will die Welt betrachten. Ganz verwundert schaut es um sich, denn so etwas hat es noch nie gesehen. Dabei gibt es einen eigentümlichen Ton von sich, man meint es schreie „ah“. Nach einer Weile schlüpft es hinein und erzählt den andern, was es gesehen hat. Im nächsten Augenblick schaut ein anderes heraus. Aber die jungen Stärchen sind noch nicht zufrieden, sie möchten ganz heraus. Endlich getrauen sie sichs und — hinaus gehts. Bald sieht man sie auf dem nächsten Dach sitzen, wo es ihnen pudelwohl ist.

21. Die Wiese im Blumenschmuck.

Schön geschmückt liegen die Wiesen vor uns. Sie haben ihr Festtagskleid angezogen. Doch noch nicht genug. Der Festtag ist ihnen zu hoch, sie wollen noch schöner sein. Deshalb schmücken sie sich mit bunten Blumen. Ganz besonders lieben sie die weiße und die gelbe Farbe. Deshalb wollen sie nur recht viel solche Blumen in ihrem Gewand haben. Wie herzig nett steht das Margretchen da! Seine Strahlen gleichen der Sonne und glänzen. Darum dürfen wir's ihm nicht übel nehmen, daß es mit Stolz zur Sonne emporblickt. Frischer und freudiger könnte es nicht dastehen. Auf hohem, schlankem Stengel steht das Habichtskraut vor uns. Auch es steht in Massen da, wie das Margretchen. Man meint, die ganze Wiese sei mit Gold übergossen, so schimmerts an allen Enden und Ecken. Seht, wie bescheiden der Ehrenpreis und die Glockenblume dastehen! Am trockenen Rain ist dem Wiesensalbei sein Ort bestellt. Mit seinen dicken Köpfchen steht der rote Klee da, freundlich und mild schaut er in die Welt hinein. Auch die Wicke kann sich sehen lassen. Weit über alle erhebt sich der Kümmel. Er will der König sein.

22. Im Stadtgarten.

1.

Es ist Abend. Alle Geschäfte sind fertig. Jetzt gehen wir in den Stadtgarten. Das ist uns natürlich ein Hauptvergnügen. Drei Schaukeln sind im Stadtgarten zu finden, eine Hängeschaukel und zwei Balkenschaukeln. Da gibt's genug Spielgelegenheiten. Wer Lust hat zum Schaukeln, der schaukelt, wer spielen will, spielt, denn der Platz ist groß. Auch ein Brunnen ist da, wer Durst hat, kann trinken, soviel er will. Aber auch das Auge kann sich ergötzen. Wie schön stehen die Kastanien da! Ihre roten Blüten leuchten wie Weihnachtskerzen. Ein Blättchen wie das andere glänzt wunderschön. Wenn wir dann ans Tannenwäldchen hinlaufen, hören wir etwas Schönes. Die lieben Vögelein singen ihr Abendlied. Doch es wird bald dunkel. Wir müssen heim, obwohl wir am liebsten hier bleiben würden, denn da ist's immer schön.

2.

Abends nach dem Nachtessen dürfen wir allemal in den Stadtgarten. Da ist es schöner als in dem Hof. Es ist so kühl und angenehm, besonders wenn es den Tag über so heiß war. Im Stadtgarten sind drei Schaukeln, eine hängende und zwei Balkenschaukeln. Am liebsten schaukeln wir auf den Balkenschaukeln. Da können viele auf einmal hinaufsitzen. Wenn niemand daran denkt, machen einige einen Plumps, dann hüpfen die auf der andern Seite in die Höhe, oder fallen herunter, wenn sie nicht gut sitzen. Das freut alle sehr. Aber nicht nur das freut uns, sondern auch die schönen, roten Blüten der Kastanien. Wenn die Sonne ein wenig an sie hinscheint, so glänzen sie wie große Christbaumkerzen. Wenn wir keinen so argen Lärm machen würden, so würden wir auch noch den Abendgesang der Vögel hören. Endlich wird es dunkel, und wir müssen heim; aber wir gehen nicht gerne.

23. Ist das eine Hitze!

1.

Gegenwärtig haben wir heiße Tage. Heiß brennt die Sonne herab, daß man ganz schläfrig wird, man möchte am liebsten

schlafen. Wenn man dann in der Schule stillsitzen soll, kann man gar nicht recht aufpassen. Die Kleider kleben einem an den Leib, daß man aus der Haut fahren könnte. Wir machen unser Gesicht naß, aber es hilft nichts, bald ist unser Kopf wieder so heiß als vorher. Am Nachmittag gehen wir ins Baden. Ah, wie das gut tut! Aber es hilft nicht viel, wenn wir wieder zu Hause sind, spüren wir nichts mehr davon. Alle sehnen sich nach einem kühlen Lüftchen. Endlich kommt der langersehnte Abend. Jetzt weht ein kühles Lüftchen. Aber nicht lange. Es wird dunkel, und jetzt soll man ins Bett und unter die warme Decke schlüpfen. Das will uns nicht behagen. Wir drehen uns im Bett hin und her und wissen nicht, wo wir hinliegen sollen. Endlich wird es uns zu dumm, wir werfen die Decke fort und schlafen so. „'S ist ja Nacht", denken wir.

2.

Ist das eine Hitze! Das hört man heute oft sagen, denn man kann die Hitze heute nicht aushalten. Wenn man immer dasitzen muß, so schläft man schier über dem Geschäft ein. Man zieht den Kittel aus, um es sich leicht zu machen, aber es hilft nichts. Man schwitzt so sehr, daß das Hemd ganz an den Leib hinklebt. Um sich Kühlung zu verschaffen, geht man ins Baden. Bis man aber heimkommt, ist es wieder wie vorher, denn nun schwitzt man von dem Laufen. Am Abend, wenn man ins Bett geht, kann man kaum hinliegen. Anfangs ist das Bett kühl, nach und nach wird es einem unerträglich, und man wirft die Decke weg. Man öffnet die Fenster. Endlich fängt man an zu schlafen.

24. O die bösen Schnaken!

1.

Es ist Hochsommer. Müde legt sich jedes ins Bett. Das Bett ist zu warm, man wirft also die Decke fort. Aber man bekommt keine Ruhe. Wenn man beinahe schläft, hört man plötzlich Musik, aber abscheuliche. Da kommen die wüsten Dinger, die Schnaken, und lassen einem keine Ruhe. Sie setzen sich auf uns und stechen. Schnell fahren wir auf und — pitsch, patsch — die mußte ihr Leben lassen. Eins kratzt, 's andere patscht, eins mauzt*), 's andere

*) gibt weinerliche Töne von sich.

dreht sich im Bett um. Aber die Schnaken sind eigensinnige Dinger, sie geben nicht nach. Schließlich geben wir nach, legen uns hin und schlafen. Aber auch den Tag über hat man keine Ruhe. Man hat Gesicht und Hände voller Wiebel, die furchtbar beißen. Wenn nur die Schnaken im Pfefferland wären!

2.

Jetzt hat man schon so viel Schnaken, daß man es bei Nacht schier nicht mehr aushalten kann. Abends, wenn man ins Bett geht, hört man über sich eine schöne Musik. Aber bald ist die Musik aus, und was erlebt man? Da sticht's einen. Bei uns in dem Schlafsaal kann man manchmal einen patschen hören oder schreien. Wenn nur die Schnaken beim Kuckuck wären!

25. Ein Gewitter.

Am Sonntag gingen wir auf den Haselstein. Es war sehr heiß. Man merkte gleich, daß noch ein Gewitter kommen werde. Das stellte sich auch bald ein. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel. Wir traten darum den Heimweg an. Bald donnerte es. Als das Gewitter näher kam, fuhren auch Blitze herab. Noch ehe wir an den Stadtgarten kamen, fing es heftig an zu regnen. Wir sprangen schnell in die Schutzhütte im Stadtgarten. Da standen viele Leute. Manche Fräulein, welche auch in den Regen gekommen waren, jammerten um ihre weißen Kleider. Als das Regnen ein wenig aufhörte, gingen wir heim, aber kaum waren wir vom Stadtgarten weg, so fing es von neuem an. Da wurden wir pitsch-patsch-pudelnaß. Als wir heim kamen, sagte unser Vater: „Ihr seid Hauptschlaumeier, ihr springet heim, wenn es am ärgsten schüttet, und wenn's tröpfelt, so steht ihr unter.“ Aber wir lachten nur darüber, denn uns freute das Laufen im strömenden Regen.

26. Von der Heuernte.

Jetzt ist die Heuernte. Schon morgens um 2 oder 3 Uhr steht man auf und mäht. Gleich hintendrein müssen wir zerstreuen. Es ist noch ganz frisch, das Gras ist naß von dem Tau. Es friert noch alle in die Hände und in die Füße. Manche stehen hin und

hauchen in die Hände. Allmählich wird es warm. Die Sonne scheint schön und nach dem Vesper ist es uns pudelwohl. Jetzt ist alles zerstreut. Nun geht man auf eine andere Wiese. Dort zerstreut man die Schochen. Bald ist es 11 Uhr. Man ist fertig, und nun geht man heim. Das Vieh wird jetzt gefüttert, und es wird zu Mittag gegessen. Nachher geht man hinaus und wendet. Darauf wird gleich geschöchelt. Nun ist es 4 Uhr. Schnell wird gevespert, und nun wird das dürre Heu zu langen Wällen zusammengeworfen. Wir machen Purzelbäume über die Heuhaufen oder werfen die Kleinen hinein, daß sie ganz versinken. Wenn es aber pressiert, schimpft der Knecht. Wir müssen hintendrein alles sauber zusammenrechen. Bald kommt das Fuhrwerk, und es wird schnell aufgeladen. Alles ist jetzt fertig. Man sitzt auf den Wagen, und hier gefällt es jedem. Mancher hat Schlaf und fängt gleich an zu schlafen. Kaum hat er die Augen zugemacht, so wird er schon gestört, denn das Fuhrwerk fährt über einen Graben. Er schläft aber weiter, und auf einmal hält der Wagen vor dem Scheunentore. Das Pferd kommt in den Stall, und nun wird das Heu in den Barn geworfen. Wir müssen jetzt Heu treten. Dabei machen wir manchen Spaß. Wir hüpfen vom Wagen herunter, ziehen einander an den Füßen herum, und noch andern Unsinn machen wir. Aber da wirds einem heiß. Man schwitzt, daß es kaum zum Aushalten ist. Der Staub und die Blättlein fliegen in der Luft herum und setzen sich an den Hals oder auf den Kopf. Das beißt. Nun wird noch einmal Most getrunken und bald darauf wird zu Nacht gegessen. Hier schmeckt uns besonders die gestandene Milch gut, Suppe ist uns Nebensache. Nach so einem Tag kann man die ganze Nacht gut schlafen, und morgens hat man noch nicht genug.

27. Der letzte Erntewagen.

Am 21. August führten wir unsern letzten Erntewagen heim. Das war ein Freudentag. Wir mußten zuerst die Ähren auf dem „hohen Graben“ auflesen. Alle waren in heiterer Stimmung. Hier fing das Vergnügen schon an. Wir fanden nämlich einen Igel. Er hatte sich ganz zusammengerollt. Nun standen wir in einem Kreis um ihn herum und warteten, bis der Igel springe, aber er tat uns diesen Gefallen nicht, sondern streckte nur ein Pfötchen und

seine Schnauze heraus. Da befahl der Herr Lehrer einigen Kindern: „Füllet eure Waschbecken mit Wasser!“ Nun gaben wir ihm ein Bad. Dieses rüttelte ihn auf. Plötzlich sprang er auf und ging davon. Er sprang wie ein junges Schweinchen. Als wir den Acker abgelesen hatten, vesperten wir. Wir waren dabei sehr lustig, sogar unartig. Nach dem Vespern gingen wir auf den „Seitzlesbrunnen“. Dort hatte man noch nicht einmal ganz gebunden. Nun lasen wir zwischen den Garben auf; aber freilich nicht mehr so sauber. Als die Garben aufgeladen waren, schmückte man den Wagen mit Kränzen. Den Ochsen und Kühen hängte man auch Kränze um. Sie hatten eine so große Freude an ihnen, daß sie dieselben am liebsten gefressen hätten. Wir gingen nun der Stadt zu. Als wir die Stadt erreicht hatten, stimmten wir das Lied, „Großer Gott, wir loben dich“, an. Das war schön, und bald begleitete uns die Kinderwelt von Winnenden. Im Hof sangen wir noch: „Lobe den Herren, o meine Seele.“ Als der Gesang aus war, durften wir zum Festessen. Die Tische waren voll von Brot, Käse, Most und Suppe. Wir fielen darüber her, als ob wir schon seit langer Zeit nichts mehr gegessen hätten, und bald war keine Spur mehr von allem zu sehen. Das war ein Freudentag für uns, und wir nahmen uns vor, diesen Tag nicht so bald zu vergessen.

28. Beim Baden.

1.

Jedes Kind hat eine Freude am Baden, besonders wenn es in den Bach geht. Heute dürfen wir baden, denn es ist so heiß. Da geht's nett zu. Wir hüpfen herum wie die Frösche, daß das Wasser nach allen Seiten hinausspritzt. Manche krabbeln auf dem Boden, daß man nur den Kopf sieht. Dort steht ein Wasserscheues und schnattert, ein anderes geht her und spritzt es, daß es fürchterlich schreit. Einige wollen gar nicht herein, aber sie müssen. Manche bleiben nicht lang im Wasser, denn es ist ihnen zu kalt. Viele aber würden den ganzen Tag pfladern*). Aber ehe man denkt, muß man heim.

*) Im Wasser patschen.

2.

Im Bad geht es bei uns lustig zu. Einer springt dem andern nach und wirft ihn ins Wasser. Manche laufen unter dem Wasser herum, packen die andern an den Füßen und werfen sie hin. Man geht auch unter das Wasser und läßt andere zählen, wie lange man es unter dem Wasser aushalten kann. Manche probieren auch das Schwimmen, aber das kann man nicht, denn es ist nicht so tief. Es gibt auch einige tiefe Stellen im Bad. Dort führen wir die Wasserscheuen hin und gehen ihnen davon. Man hüpft auch von außen hinein und sieht, wer am weitesten kommt. Manchmal springt einer mit dem Hemd hinein. So geht es bei uns im Baden zu.

29. Am Brücklein.

Wir stehen auf dem Brücklein, das über den Zipfelbach führt. Es bildet eine Wölbung. Die Mauern desselben sind aus großen Steinen gemacht. Unter dem Brücklein befinden sich Steinplatten, auf welchen das Bächlein nur so hingleitet. Die Platten gingen ursprünglich weiter als wir sie sehen. Aber schon lange hat das Bächlein die Steine weggerissen oder sind sie von selbst zerfallen. Am Wasserfall tost, zischt und gurgelt es, und glitzernde Raketchen sprühen hinaus. Quer über den Bach liegt ein Balken, er bildete einst die Grenze der Steinplatten, doch das Wasser hat ihn längst unterwaschen. Dann kommt ein Gumpen, auf welchem viele kleine Wellen zittern. Aber das Bächlein kann sich nicht aufhalten, es fließt weiter und versteckt sich in den Gebüschen und Bäumen, die das Ufer umrahmen. Auf dem Boden des Bächleins wächst schönes, dunkelgrünes Moos, welches wie Haar aussieht. Aus den Ritzen und Spalten der Mauer wachsen Grasbüsche, ja Gesträuche heraus. Vor uns steht ein großer Erlenbusch, hier sogar ein Stachelbeerstrauch, der mit Früchten reich behangen ist. Wenn man in das Wasser schaut, vergehen einem die Sinne, und man könnte den ganzen Tag träumen.

30. Die Aussicht vom Finkenstein.

Wir stehen jetzt auf dem Finkenstein. Da haben wir eine sehr schöne Aussicht. In unserer nächsten Nähe sehen wir Winnenden und Leutenbach. Sie erscheinen uns als eine große Stadt. Dorne

sehen wir das große Schloß Winnental. Es hat eine lange, weiße Wand. Darin sind viele schwarze Fenster. Auf seinem Dach steht ein zierliches Türmchen.

Von der Stadt sehen wir nur die Dächer und die weißen Giebel. Die Dächer der Altstadt sind dunkelbraun, die der Neustadt rot. Über alle diese Häuser ragen die Türme hervor. Der Turm der Stadtkirche ist plump, der Schwaikheimer Torturm dagegen ist schlank. Er ist beinahe schwarz, denn er ist mit Schiefer bedeckt. Die Ziegelfabrik steht hinter der Stadt, breit und groß. Sie hat zwei hohe, rote Kamine, diese haben schwarze Rußmützen.

Hinter der Stadt ist es eben. Gelbe Flächen wechseln mit grünen Flächen ab. Schmale, grüne Streifen zieren die gelben Flächen. Die ganze Ebene ist von dunkelgrünen Linien durchzogen. Es sind die Bäume, die an den Straßen stehen.

Da und dort ragen aus der Ebene Türme hervor. Daneben sind weiße und rote Flecken. Das sind die Dörfer. Sie sind von Obstbäumen dunkelgrün umrahmt.

Weit hinten erheben sich Berge. In großen Bogen ziehen sie sich um die Ebene. Der Welzheimer Wald zieht von Osten nach Westen bis zum Wunnenstein. Dieser steht einzeln da. Der Lemberg erhebt sich im Westen. Hinter ihm sehen wir in grauer Ferne den Asperg und die Hügel des Stromberges.

O, wenn ich malen könnte, so würde ich diese schöne Gegend abmalen, und wenn ich Geld dazu hätte, würde ich sie auch durchreisen.

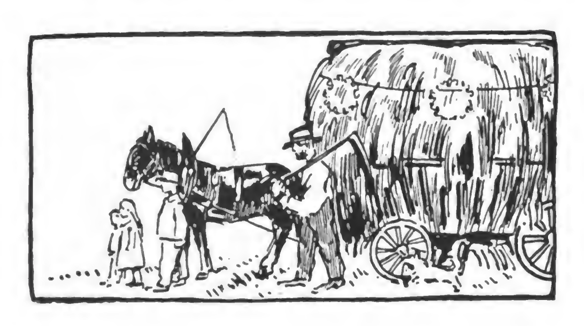
31. Im Tal.

Wir stehen im Tal. Vor unseren Blicken dehnen sich Wiesen aus. Sie sind braun. Wie wunderschön liegen sie da im Sonnenschein! Schwarze Schatten der Wolken ziehen langsam über sie hin. Neben uns fließt ein Bächlein. Es springt von einem Stein zum andern; es geht immer munter seine Straße. Rechts und links vom Bächlein stehen Bäume. Da stehen die schlanken Eschen, dort die buschigen Erlen. Links vom Bächlein dehnt sich der schattenreiche Wald aus. Vögel musizieren in dem Gezweig der Bäume. Einmal ums andere läßt der Kuckuck sein lautes, spöttisches „Kuckuck, Kuckuck“, erschallen, als wollte er rufen: „Such mich, such mich!“ Ein anderer lacht: „Hä, hä, hä.“ Er lacht uns aus, weil wir den Kuckuck

so lange nicht finden. Das Schwarzköpfchen läßt sein munteres Frühlingslied erschallen. Schwerfällig fliegt der Mäusebussard dem Walde zu. In den Wiesen zirpt die Grille: „Gri, gri, gri.“ Schmetterlinge umflattern uns, und Mücken umspielen unser Haupt. O, hier ist es so schön, wir möchten einen ganzen Tag hier verweilen!

32. Im Tannenwald.

Wie herrlich ists im Tannenwald, in dem wir uns gerade befinden! Schönes, bräunlichgrünes Moos bedeckt den Boden. An manche Plätze scheint die Sonne hin, die Stellen leuchten dann wunderschön. Es sind Lichtinseln im Tannenwald. Hier ist der Boden mit Gebüsch bedeckt, dort mit schönen, zackigen Farnkräutern. Auch Gras steht an manchen Stellen. Große, schlanke Tannen erheben sich, welche uns den köstlichen Schatten spenden. Dort steht ein Grüppchen junger Tännchen. Die Sonne scheint an die gelben Spitzen hin, daß sie fast goldgelb erscheinen. Auch einige Sträucher stehen da. Ihre kleinen Blättchen leuchten im Sonnenschein. In den höchsten Gipfeln der Tannen halten die Vögel ein schönes Konzert. Die Wildtaube girrt: „Grr, grr, grr.“ Uns wirds ganz unheimlich zu Mute, wenn wir ihren Schrei hören. Wir möchten auch mit den Vögeln muntere Lieder anstimmen. Hier ists so gemütlich, so still. Aber allein möchte ich hier nicht sein, da würde es mir unheimlich werden.





c) Herbst.

33. Bei der Obsternte.

Gestern holten wir unser Obst auf dem Stöckach. Der Knecht, die beiden Aufseher und etwa 20 Knaben gingen mittags hinaus, bewaffnet mit Leitern, Haken und Bohnenstecken; ein Wägelein und einen Haufen Säcke hatten wir auch. Hinaus ging es schnell und munter, besonders das Wägelein sah man bald nicht mehr. Zuerst mußten einige Knaben auf die unteren, großen Birnbäume steigen und Birnen schütteln. Es fing nun an zu prasseln, und wer noch unter dem Baum stand, bekam eine Birne auf den Kopf oder auf die Nase oder auf den Rücken. Während die Aufseher und der Knecht die Luiken brachen, mußten wir Birnen auflesen. Dabei aßen wir, so viel wir konnten, besonders unser kleiner Karl füllte den Bauch ordentlich. Dann lief er herum wie ein fettes Schweinchen, und endlich legte er sich hin und schlief. Kaum war er wieder aufgewacht, so aß er schon wieder. Endlich wurde es Vesper. Als wir nun in das Brot hinein bissen, taten uns die Zähne weh. Keiner aß sein ganzes Stück Brot, Karle aber beinahe zwei Stücke. Ehe wir fertig waren, füllte noch jeder von uns seine Hosentaschen gehörig, auch Schürzen wurden gefüllt. Schnell lud man jetzt das Obst auf den Wagen, und wer noch Platz auf demselben hatte, durfte

hinaufsitzen. Aber mancher, der hinaufsaß, dachte nachher: „Wäre ich nur nicht hinaufgesessen,“ denn es hoppelte so arg, daß wir kaum mehr sitzen konnten.

34. Die Weinlese.*)

1.

Am 23. Oktober fing die Weinlese an. Ich wurde von Herrn Stadtpfleger zum Traubenlesen eingeladen. Es war sehr schön. Ich ging um 11 Uhr hinaus und brachte das Essen. Wir aßen, und dabei ließen wir sehr viel Feuerwerk los, und es gab ein fröhliches Gelächter und Jauchzen. Als wir mit dem Essen fertig waren, ging es wieder an die Arbeit. Wir waren leider bald fertig, denn der Weinberg war klein. Um drei Uhr waren wir fertig.

Ich wurde aber noch einmal eingeladen, von Frau Menstell. Da gingen wir am 27. Oktober hinaus. Dort war es kalt, und es regnete. Aber wir waren doch vergnügt: wir ließen Feuerwerk los und sangen. Wir waren bald mit einem Weinberg fertig, dann gingen wir in den andern. Zum Mittagessen gingen wir heim, und mittags wieder hinaus. Herr Stoy ging auch mit hinaus und brachte eine Pistole mit. Er hatte auch ein Raketchen, und er sagte, es kommen Schweinchen heraus. Als wir fertig waren, sagten wir zu ihm, er solle es loslassen. Wir waren alle darauf gespannt. Zuerst kamen Sternlein heraus, und dann gab es einen Knall, und mit den Schweinchen war es nichts. Es gab aber ein fröhliches Gelächter.

2.

Am 26. Oktober begann die Weinlese. Wir hatten zu dieser Zeit Vakanz. Es war kein schönes Wetter an diesem Tage. Morgens um ½9 Uhr fingen wir an. Es wurden uns aber bald die Finger steif. Trotzdem ging es draußen lustig zu. Wir jauchzten, sangen und ließen Feuerwerk los. Um 12 Uhr gingen wir herunter zum Mittagessen, welches uns sehr gut schmeckte. Dann wurde geschossen, und Frösche wurden losgelassen. Einer Frau wurde fast der Rock verbrannt. Sie sprang noch zeitig weg, stolpert aber über einen Kübel und fiel zu Boden. Das gab ein Gelächter. Ich aß auch Trauben. Meine Mutter mußte mir wehren, daß ich nicht so viel

*) Aus meiner Schule in G.

kalte Trauben aß. Wenn wir allemal unsere Kübel voll hatten, riefen wir nach den Butten. Dann kam ein Mann und leerte die Kübel aus in einen Butten. In diesem wurden die Trauben hinunter auf die Straße getragen und in die Raspel geleert, wo sie gemalen werden. Als wir fertig waren, zogen wir heim. Die Trauben aber wurden auf einem Wagen in die Kelter geführt. Dort kommen sie in die Presse.

35. Herbstwald.

Der Herbst ist schon da. Alle Blätter hat er rot und gelb gefärbt. Nun hat der Wald sein grünes Kleid mit einem gelben und roten vertauscht. Aber das sieht auch nicht übel aus, uns gefällt es gut. Die Blättchen glänzen im Sonnenschein wie Gold. Wenn wir durch das Laub laufen, rauscht es. Das gefällt uns. Wir laufen so, daß es recht fest rauscht. Oft tragen wir ganze Haufen Laub zusammen und liegen hinein.

36. Die Blätter fallen.

Jetzt haben die Kastanienbäume ihr Herbstkleid angezogen. Es ist schön rötlichgelb. Wir verachten sie aber darum nicht, auch so gefallen sie uns. Heute nacht war es kalt. Jetzt aber scheint die Sonne mit ihren lieblichen Strahlen die Kastanienbäume an. Die Blätter werden wach. Eins ums andere macht sich los und fällt gemütlich zu Boden. Wie ist das schön, wenn eins ums andere fällt! Nur dann und wann hört man leises Krachen. Der ganze Boden ist voll mit Laub, doch immer nackter wird der Baum. Bald steht er ganz traurig da, denn nichts ziert seine kahlen Äste.

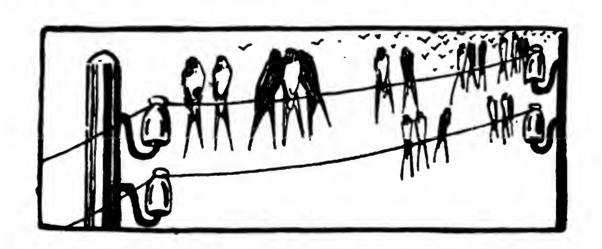
37. Große Schwalbenversammlung.

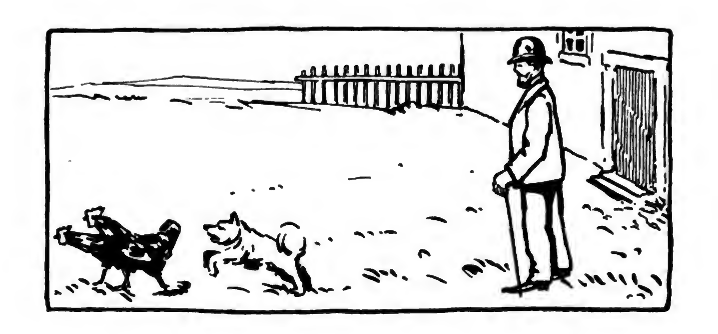
Heute ist große Schwalbenversammlung. Das merken wir bald, denn so viele Schwalben wie heute, sahen wir noch nie beieinander. Die elektrischen Leitungsdrähte vor dem Haus des Herrn Doktors Braun sitzen ganz voll. Doch nicht alle Schwalben sitzen. Einige fliegen umher und sitzen erst später hin. Andere fliegen auf, und wieder andere sitzen an ihre Stelle. Doch auf einmal, man weiß nicht wie, fliegen alle auf und an den Kirchturm. Da wimmelt es,

es sieht ganz schwarz. Es geht nur so durcheinander! Alle setzen sich nun wieder auf die Drähte und zwitschern. Man meint, sie halten einen Rat. Einige verlassen ihren Platz, und alle folgen. Die ganze Schar fliegt über die Stadt hin, und bald sieht man keine einzige Schwalbe mehr.

38. Ach, der erste Dezember.

Als wir heute morgen aufstanden, war es noch ganz nacht. Sonst war es schon ein wenig hell. Wir schauten hinaus und bemerkten, daß aller Schnee verschwunden war. Wo ist er wohl hingekommen? Die Straße ist ganz naß! Es hat heute nacht geregnet, und der Schnee ist geschmolzen. Wenn wir hinausblicken, sieht uns alles ganz unfreundlich an. Die Dächer sind schwarz und trüb, die Bäume sind kahl, der Wald ist finster, nur auf den Bergen liegt noch ein Überbleibsel von Schnee. Gestern konnten wir uns noch mit Schlittenfahren vergnügen und schleifen nach Herzenslust; jetzt ist alle unsere Freude in den Bach gefallen.





d) Allerlei aus dem Leben.

39. Spitz darf mit dem Herrn spazieren gehen.

1.

An einem schönen Sommertage ging ein Herr spazieren. Als er seinen Hut und seinen Stock holte, merkte es der Hund. Er hüpfte an seinem Herrn hinauf und wollte es zu verstehen geben, daß er auch mit wolle. Da sagte sein Herr: „Du darfst freilich mit." Als Spitz das hörte, hüpfte er vor Freude und sprang im Zimmer herum. Als sein Herr die Türe aufmachte, war er der erste, der draußen war. Dann wartete er auf seinen Herrn vor dem Haus und hüpfte und sprang herum und jagte die Hühner. Unterwegs sprang er immer eine Strecke weit fort, dann kam er wieder zu seinem Herrn zurück. So machte er es öfters. Endlich wurde er ruhiger.

2.

Ein Herr hatte einen Spitz. Dieser begleitete ihn, wo er nur konnte. Einmal sah der Spitz, wie der Herr seinen Sonntagsanzug anzog. Da dachte er: „Mein Herr geht spazieren." Er hüpfte und sprang nun um ihn herum, wie wenn er närrisch wäre. Der Hund tat es solange, bis sein Herr zu ihm sagte: „Ja, du darfst auch mit." Kaum hatte er das letzte Wort gehört, so sprang schon der

Hund im Haus herum und bellte, daß man meinte, der Hund sei toll. Als erst der Herr die Haustüre öffnete, da raste der Hund im Hofe herum und bellte, daß man es weithin hören konnte. Nun ging der Herr spazieren. Da sprang der Hund das einmal vor und dann wieder zurück und zeigte auf jede Weise seine Freude. Endlich wurde er ruhiger und ging mit dem Herrn, wo er ging und stand. Aus alledem sehen wir die große Anhänglichkeit und Liebe der Hunde zu ihren Herrn.

40. Spitz darf nicht mit.

Der Herr hat seinen Sonntagsanzug angezogen, obwohl es Werktag ist, denn er will mit dem 2 Uhr Zug nach Stuttgart fahren. Spitz merkt natürlich alles, er springt freudig an dem Herrn empor und bellt und bettelt. „Ja, Spitz, heut gibts nichts, heut kann ich dich nicht brauchen", sagt der Herr. Spitz will's natürlich nicht glauben und stellt sich an der Türe auf. Der Herr aber schiebt ihn auf die Seite, öffnet sachte und schlüpft hinaus. Spitz will eben noch hinausquetschen*), aber der Herr versetzt ihm eins mit dem Stock, und der Spitz weiß, was das bedeutet. Er hört den Herrn die Stiege hinuntergehen und er, der Spitz, ist eingesperrt. Das tut ihm weh, daß er nicht mit darf. Er fängt an kläglich zu heulen, bellt und schimpft lange. Es ist auch arg, bei diesem schönen Wetter eingesperrt zu sein.

41. Der Schäfer geht vorbei.

1.

„Schäfle, Schäfle!" so rufen alle Kinder, denn sie haben eine Freude an ihnen. Jedermann, der es hört, schaut zum Fenster hinaus, und richtig, ein Schäfer mit einer großen Herde läuft auf der Straße. Man sieht keinen Boden vor lauter Schäfchen. Vornen läuft der Schäfer in einem langen Mantel, und neben ihm sein Hund. Wenn ein Schaf neben hinausgeht, bellt der Hund und beißt. Die Kinder haben dann Mitleid und sagen: „O weh!" Besonders an den Jungen hat man eine Freude. Wie nett trotteln sie neben

*) heimlich hinausschlüpfen.

den Alten her. Aus der Herde heraus tönt es immer: „Mäh, mäh." Die Kinder machen es dann nach. Auch schwarze Schäfchen sind dabei, und die Kinder schreien: „Au, a*) schwarz, a schwarz!" Bald ist die Herde unseren Blicken entschwunden, wir sehen bloß noch eine Staubwolke.

2.

Der Schäfer geht vorbei. Jetzt springen alle Kinder auf die Gasse, besonders die Kleinen. Sie springen den Schäfchen nach. Manchmal springen die Schäfchen auch auf die Seite. Dann kommt der böse Hund, springt ihnen nach und jagt alle wieder herein. Da schreien die Schäflein: „Mäh, mäh." Den Kindern gefällt das, und sie schreien es nach. Das gibt dann einen schönen Gesang, daß die Leute zum Fenster herausschauen. Die Kinder zupfen die Schäfchen öfters an der Wolle. Dann sagen sie: „O, ist das weich!" Bald sind die Schäfchen nicht mehr da, und alles geht wieder fort.

42. Zamba auf der Mausjagd.

Wenn wir ins Ährenlesen gehen, begleitet uns unser Zamba. Nicht das Ährenlesen ist's, was ihm Freude macht, sondern etwas ganz andres, er geht auf die Mausjagd. Immer springt er hin und her, die Schnauze gegen den Boden haltend. Endlich bleibt er stehen und drückt seine Schnauze auf die Erde. Nun fängt er an mit den Vorderfüßen zu scharren, so fest, daß nach allen Seiten die Erde hinausfliegt. Wenn man zu ihm hin geht, fliegt einem die Erde ins Gesicht. Nun hat er ein Loch gegraben. Er steckt die Schnauze hinein. Er scharrt weiter und kommt auf ein Mausnest. Nun transportiert er alle Bewohner heraus, frißt sie aber nicht, sondern zerbeißt sie nur und läßt sie liegen. So macht er es immer. An einem Tag hat er schon über 4 Nester zerstört.

43. Von unsern Tauben.

Es ist Vesper. Wir gehen in den Hof, um unser Brot zu essen und um zu spielen. Von unserem Brot fällt manche Brosame auf den Boden. Nun kommen die Tauben und picken die ab-

*) ein.

gefallenen Brosamen auf. Sie kommen dabei so nahe an uns her, daß wir sie leicht fangen könnten; aber wenn man mit der Hand nach einer Taube fährt, so fliegen alle davon. Ihre Nester haben die Tauben unter dem Scheunendach und unter dem Dach des Rettungshauses. Schon früh, wenn wir noch im Bett sind, hören wir die Tauben ihr Morgenlied anstimmen: „Gr, gr." Wenn im Winter der Vollmond scheint, hört man oft vor dem Fenster ein Flattern. Dieses ängstigt einen ganz, wenn man nicht weiß, was es ist. Die Tauben können nicht schlafen, weil es ihnen zu hell ist, dann flattern sie herum. Oft kommen die Tauben auch, setzen sich ganz ruhig auf das Scheunendach und ziehen das Genick hinein oder putzen sich, dann schütteln sie sich, und hie und da fliegen kleine Federchen aus ihrem weichen Federkleid. Manche laufen auf dem Dach spazieren. Sie setzen sich auch auf den Misthaufen und suchen Körner. Ab und zu gehen die Tauben in die Fruchtkammer. Wenn wir das merken, so gehen wir ganz leise die Treppen hinauf. Einer geht hinein, und der andere hält die Tür zu, daß die Tauben nicht heraus können. Die Tauben aber wollen sich nicht fangen lassen, fliegen in der ganzen Kammer herum und sehen, ob nirgends ein Loch sei, zum Hinausschlüpfen. Sie fliegen ans Dachfenster und probieren, dasselbe hinauszudrücken; aber es geht nicht. Endlich bekommen wir sie doch, und nun lassen wir sie fliegen. Sie freuen sich sehr, aus der Gefangenschaft entkommen zu sein, wir freuen uns, wie die Tauben sich freuen und so schnell davonfliegen.

44. Die Hennen im Garten.

Die Mutter war in der Küche und kochte, rührte in der Suppe und schaute dabei spazieren. Auf einmal sah sie, wie des Nachbars Hennen in ihren schönen Salatbeetchen Löcher scharrten. Da rief sie: „Hannes, Hannes, schnell gehe hinunter in den Garten und treibe die Hühner hinaus!" Hannes dachte: „Das gibt etwas für mich." Er sprang schnell in den Stall hinunter, nahm die Peitsche und sprang der Gartentüre zu. Als er die Gartentüre aufmachte und die Hennen sah, schrie er: „Gsch, gsch, machet, daß ihr hinaus kommt!" Die Hennen sprangen in der Verzweiflung wie verrückt im Garten herum, aber sie fanden das Loch nicht mehr,

zu dem sie hereingeschlüpft waren. Hannes aber jagte die Hennen solange im Garten herum, bis sie sich hinsetzten, weil sie nicht mehr springen konnten, dann schmiß er sie über den Zaun hinaus. Als er wieder herauf kam, fragte ihn die Mutter: „Hast ihnen das Kreuz nicht halb abgeschlagen?" Hannes sagte: „Ich habe sie tüchtig durchgehauen." „Das ist recht," sagte die Mutter, „die Hennen haben mir wieder den ganzen Garten verwüstet, wenn sie nur beim Kuckuck wären!"

45. Unsere scheckige Henne.

Meine Großeltern hatten eine schöne, scheckige Henne, welche große Eier legte. Eines Tages fehlte sie. Wir suchten überall nach ihr; aber wir fanden sie nicht. Wir dachten: „Die hat gewiß ein Fuchs gefressen." Wir suchten in jedem Winkel, sogar im Steinbruch, ob wir keine Spur finden würden. Auf einmal rutschten ich und mein Bruder aus, und wir fielen in ein Loch hinunter. Als das meine Großeltern sahen, sagten sie: „Es ist nicht genug, daß die Henne tot ist, jetzt hätten auch noch die beiden die Füße brechen können." Als wir wieder aus dem Loch herauskamen, gingen wir heim, denn meine Großmutter sagte: „Es hat ja doch keinen Wert, wenn wir suchen, denn wir finden sie doch nicht mehr lebendig."

Vier Wochen stand es an, da lief die verlorene Henne ganz stolz mit 24 Jungen im Hof herum. Als wir das sahen, trauten wir unseren Augen nicht, und meine Großmutter weinte schier vor Freude. Nun hatten wir 24 junge Hühnchen, alle von der schönen, scheckigen Henne.

46. Die Hennen im Sand.

Im Sommer sieht man oft die Hennen im Sand. Sie legen sich in denselben, fangen mit den Füßen an zu scharren und mit den Flügeln zu flattern, daß überall der Sand hinausfliegt. Dann sitzen sie wieder ganz still, aber immer wieder fangen sie an zu scharren, bis sie ein Loch haben, aus dem sie nur noch den Kopf herausstrecken. Sie sind dann ganz mit Sand zugedeckt. Oft sitzen zwei in einem Loch, dann drückt eine Henne die andere hinaus. Manchmal sitzen sie stundenlang im Sand. Wenn sie heraus=

kommen, schütteln sie sich, daß überall Sand und Staub hinausfliegt. Wie wir im Wasser baden, so baden die Hennen im Sand. Dabei ist es ihnen pudelwohl, das sieht man ihnen an.

47. Vor dem Aufstehen.

Es dämmert. Eben schlage ich die Augen auf und sehe die Fenster ein wenig erhellt. Ich weiß, es ist Morgen. Nun möchte ich doch auch wissen, wieviel Uhr es ist. Ich horche, aber höre die Stadtuhr nicht schlagen, ich weiß nicht, wieviel Uhr es ist. So nach und nach wird es auf der Straße lebendig. Der Milcher fährt vorbei, die Milchkannen rasseln. Plötzlich hält er, und ein Pfiff ertönt. Wieder rasselts und fort gehts. s'Geißlers Hahn kräht: Kickerikie, kickerikie, und bald wiederholts ein anderer. Ich höre die Arbeiter vorbeilaufen, ihnen pressiert es, jetzt ist's 6 Uhr. Die Küchentüre geht, sie knarrt. Bald kommt die Marie mit einem Licht in den Schlafsaal und weckt die großen Mädchen. Ich denke: „Mich gehts nichts an", lege mich auf's Ohr und schlafe ein. Aber bald läutet es: Klinglinglinglinglingling! Uh, das tut schauerlich! Jetzt wäre mein Bett am wärmsten, jetzt hätte ich am meisten Schlaf, und jetzt muß ich heraus!

48. Das Aufstehen.

Ganz ruhig liege ich in meinem Bett und denke an nichts Böses, denn ich schlafe. Aber auf einmal ertönt die Glocke und ich weiß, ich muß aufstehen. „O, das schreckliche Gebimmel", denke ich, „soll ich jetzt heraus, wenn es in meinem Bett am schönsten wäre!" Doch das hilft alles nichts, heraus muß ich. Endlich werfe ich meine Decke weg, gehe heraus, ziehe mich an und mache mein Bett. Kaum kann ich meine Augen aufmachen vor Schlaf. Wenn ich mein Bett gemacht habe, gehe ich an den Waschtisch. Jetzt soll ich mich mit dem eiskalten Wasser waschen, ich mag gar nicht anfangen. Ich stehe noch ein Weilchen hin. Endlich nehme ich den Waschlappen und winde ihn ein wenig aus. Wenn ich dann schon im Begriff bin, in das Gesicht zu gehen, so getrau ich mirs immer noch nicht. Aber ich fange endlich doch an. Uh, wie ist das so kalt! Wie froh bin ich, wenn ich gewaschen und ge-

kämmt bin, dann darf ich nur noch in das Kleid schlüpfen. Nun bin ich ganz munter, und ich spüre keinen Schlaf mehr, es ist mir pudelwohl. Jetzt langts noch ein wenig in den Hof, da vergeht die letzte Spur von Schlaf.

49. Die Vesperglocke läutet!

Wenn die Vesperglocke läutet, kommt über alle ein freudiges Gefühl. Manches spürt schon beim ersten Glockenschlag großen Hunger und Durst und freut sich schon auf das Vesperbrot. Andere freuen sich, bis sie im Hof herumspringen können. Aber die größte Freude, jetzt müssen wir nimmer stillsitzen, sondern wir können in der Freizeit tun, was wir wollen. Jetzt hört das Denken auf, auch dürfen wir nicht mehr auf die vielen Fragen Antwort geben.

Anmerkung: Die drei letzten Aufsätze sind einer Aufsatzserie „Tageslauf" entnommen. Dieselbe umfaßt außer den hier ausgeführten Themen noch folgende: Frühstück; Es läutet in die Schule; In der Schule; Über den Mittag; Bei der Arbeit; Feierabend; Ins Bett gehen!

50. Die liebe Tante kommt auf Besuch!

1.

Gestern morgen kam der Briefträger und brachte einen Brief. Als ihn die Mutter las, sagte sie zu den Kindern: „Kinder, freut euch, morgen kommt die Tante." Jetzt brach ein Jubel unter den Kindern aus. Sie sagten: „Die Tante hat uns sonst immer Backwerk, Schokolade, Bonbons und gute Sachen gebracht, diesmal wird sie uns auch wieder etwas bringen. Morgen sitzen wir ihr auf den Schoß, und dann muß uns die Tante Geschichten erzählen und mit uns spielen." „Ich schlüpfe in ihr Bett hinein," rief die Kleinste. Die Mutter buk Kugelhupfen und Kuchen. Sie machte auch einen Kranz an die Türe und holte einen Blumenstrauß. Das Haus wurde sauber geputzt und gescheuert. Endlich waren es nur noch ein paar Stunden, bis die Tante kam. Jetzt wurden eilig die Kinder frisch gewaschen und gekämmt. Sie bekamen ihre Sonntagskleider an, denn sie durften nachher mit auf den Bahnhof.

2.

Wenn ein Besuch kommt, das merken wir Kinder. Da wird gebacken, auch gute Sachen gekocht. Da läutet es an der Türe.

Da kommt die Tante herein. Das ist eine Freude, wenn die Tante kommt. Dann packt sie aus, und da kommt ein Gückchen heraus. Die Tante sagt: „Gucket*), Kinder, das gehört euch." Nun machen wir das Gückchen auf. Da kommen Zuckerle heraus. Eine Schokoladtafel bekommen wir auch. Dann heißt es: „Kommt zum Essen!" Jetzt kommen alle zum Essen. Bei den Kindern heißt es: „Ah, ist das etwas Gutes." Wenn wir gegessen haben, betteln wir an der Tante herum, sie soll mit uns spielen. Dann spielt sie mit uns. Die Zeit geht unterdessen herum. Die Mutter ruft uns zum Nachtessen. Da gibts wieder etwas Gutes, nämlich Kaffee, was wir sonst nicht bekommen. Wenn wir gegessen haben, gehen alle ins Bett. Wir schlüpfen ein Weilchen zu der Tante hinein. Am andern Morgen schlüpfen wir wieder zur Tante hinein.

51. Ottos erster Anzug.

1.

Der kleine Otto war ein sehr drolliger Bursche, deswegen wurde er auch von allen, die ihn kannten, geliebt. Als er eines Morgens aufstand, rief er: „Mutterle, gelt, heut ist mein Geburtstag!" Die Mutter sagte: „Ja, mein Kind, freue dich nur, du bekommst diesmal was Schönes." „Mutter was? Mutter was?" rief Otto erfreut. „Jetzt noch nicht, mein Kind, erst wenn du sauber gewaschen und gekämmt bist." Als das geschehen war, holte die Mutter aus dem Kasten ein zierliches Anzügchen. Otto jauchzte vor Freude. Schnell ging er auf die Straße und zeigte sich den anderen Kindern. Zu seinem Vater sagte er: „Jetzt bin ich kein Kind mehr, jetzt bin ich ein Mann. Ich habe jetzt auch Taschen, dann kann ich etwas einschieben." Den ganzen Tag hatte er die Hände in seinen Taschen. Aber plötzlich fiel er in eine Pfütze. Weinend lief er zur Mutter. Die Mutter zankte ihn und sagte: „So, jetzt kannst du dein Röckchen wieder anziehen."

2.

Schon lange hatte die Mutter ihrem kleinem Otto die ersten Hosen versprochen. Heute morgen kam er zu der Mutter und sagte:

*) sehet.

„Heut krieg*) i Hose, Mame, gelt**)?“ „Ja, Otto, heut kriegst deine Hose.“ Kaum war das Morgenessen vorbei, da ging die Mutter an den Kasten, schloß ihn auf und brachte eine kleine Hose heraus. „Jetzt, Otto, komm her, da ist deine Hose.“ Sie zog jetzt den Otto an. Bald war das fertig. Otto konnte es nun nicht mehr in der Stube aushalten. Er ging zu seinem Vetter und sagte: „Vetter, i han Hose a.“ „Ja, Otto, jetzt bist aber schön“, sagte der Vetter und gab ihm einen Kreuzer in die Hand. Diesen schob er schnell in die Tasche und ging fort. Kaum hatte er des Vetters Haus verlassen, da spürte Otto, daß er notwendig auf den Abtritt müsse. Schnell sprang er die Stiege hinauf; aber als er die Knöpfe nicht aufmachen konnte, war das Unglück da. Jetzt weinte er. Aber bald kam die Mutter und merkte den Spuk. Otto mußte seine Hose ausziehen und den Rock wieder anziehen. So ging es, als Otto die ersten Hosen bekam.

52. Der kleine Eugen hat des Vaters Hut auf.

Der kleine Eugen setzte des Vaters Hut auf, denn er wollte Vater sein. Das war aber ein Geschäft für ihn! Endlich gelang es Eugen, den Hut auf den Kopf zu bringen. Aber der Hut war für den Kleinen viel zu groß, und er sank ihm bis an's Kinn herunter. Das paßte Eugen nicht. Er fing an, an dem Hut zu ziehen und zu drücken, und plumps, saß Eugenchen auf dem Hintern. Mit großem Geschnauf***) zerrte er weiter, und endlich gelang es ihm, den Hut herunter zu bringen. Eugen hatte einen ganz roten Kopf bekommen. Nun probierte er es noch einmal, den Hut aufzusetzen. Diesmal gelang es ihm bälder. Er setzte den Hut in das Genick, setzte ihn aber verkehrt auf, und der Hut stand auf den Ohrläppchen. Da sah Eugen ganz komisch aus, daß man lachen mußte. Er fühlte sich aber ganz glücklich. Nun holte er auch des Vaters Stock, er wollte ja spazieren gehen. Das kleine Wackele faßte den Stock am Griff, versuchte zu stocken und fuchtelte mit dem Arm. Auf einmal aber stolperte Eugen über den Stock, und er lag am Boden, schrie und strampfte. Er hatte sich die Fingerlein arg ver-

*) bekomme. **) nicht wahr? ***) schnaufen = schwer atmen.

klemmt, und die Mutter mußte ihm dieselben lange in ihre Hand nehmen und anblasen. Immer wieder sagte sie: „Heile, heile, Sege, drei Tage Rege, drei Tage Schnee, duet meim Bübele nemme weh!“ Eugen war für heute genug spazieren gegangen. Bald schlief er im Arme der Mutter.



53. Bei meinem lieben Großmütterchen.

1.

Ich freue mich jedesmal, wenn ich zu meiner Großmutter nach Backnang darf, denn da gefällt es mir am besten. Es ist sehr gemütlich bei ihr. Die Großmutter hat nur alte Möbel, aber das ist auch schön. Ich und meine beiden Schwestern durften einmal einen Besuch bei ihr machen. Da bekamen wir einen warmen Kaffee und einige Milchbrote. Es schmeckte uns sehr. Nachher durften wir in den Laden und uns Schokolade und Backwerk kaufen. Als wir zurück kamen, setzten wir uns auf das Sofa, und die liebe Großmutter nahm neben uns Platz. Sie erzählte uns allerlei nette Geschichten, und wir hörten ihr zu. Drunterhinein versuchten wir auch unsere Gutsle. Als sie genug erzählt hatte, richtete sie sich und ging mit uns spazieren. Da ging es recht lustig zu. Wir schlüpften zu ihr hin. Bald mußten wir wieder heim. Sie gab uns noch einmal einen Kaffee und einige Milchbrote. Wir verzehrten beides mit großem Behagen. Da wollte ich mein Milchbrot

einbrocken, aber o weh! ich kam mit dem Ellenbogen an die Tasse, und sie stürzte um. Meine Schürze wurde ganz überschüttet. Zum Glück war die Großmutter nicht im Stübchen. Da holte ich rasch einen Lumpen und rieb die Schürze ab, ebenso den Boden. Meine Schürze hängte ich hinaus ins Freie, denn es schien die Sonne. Als die Schürze trocken war, kam die liebe Großmutter herein. Ich ging zu ihr hin und tat, wie wenn nichts geschehen wäre. Bald kam die Zeit zur Heimkehr. Da sagten wir „adieu", und die Großmutter sagte: „Adieu, Enkele, kommt bald wieder, i hab' Heimweh nach euch." Wir versprachen es und gingen fort. Daheim erzählten wir das unserer Mutter und fragten sie, ob wir die Großmutter bald wieder besuchen dürften. Aber meine Großmutter ist nicht immer so gut, sie kann auch schimpfen, wenn es sein muß.

2.

Wie wohl war mir's doch beim lieben Großmütterlein, als ich ein Vierteljahr bei ihr auf Besuch war. Kaum war ich morgens aufgewacht, da war schon die Stube eingeheizt, und meine Großmutter stand am Ofen und machte den Kaffee. Wie freute es sie, wenn der Kaffeehafen leer war, aber das war nur selten der Fall. Ehe ich in die Schule ging, fragte mich meine Großmutter, was sie kochen solle, und ich durfte dann sagen, was ich wollte. Dann gab sie mir mein Vesper, und ich ging vergnügt in die Schule. Wenn Wochenmarkt war, suchte ich meine Großmutter, denn ich wußte, daß ich etwas bekomme. Hatte ich sie gefunden, so kaufte sie mir Kirschen oder sonst etwas. Wenn die Schule aus war, und ich wieder heim zum Großmütterchen sprang, stand schon das Mittagessen auf dem Tisch, und ich durfte mich nur setzen und essen. Wie schmeckte mir doch das Mittagessen! Das freute meine Großmutter. Wenn ich am Mittag von der Schule kam, nahm mich meine Großmutter an der Hand und ging mit mir spazieren. Am gernsten gingen wir in den Schloßgarten. Da setzten wir uns auf eine Bank. Aber bald plagte mich die Langeweile, und ich plagte meine Großmutter, sie solle mir Geschichten erzählen. Als wir wieder daheim waren, nahm meine Großmutter ein Geschäft in die Hand, und ich holte meine Puppe und sprach zur Großmutter: „Großmame, gib mir Fleckle, ich will meiner Puppe ein Kleid machen."

Sie gab mir Fleckle, und ich noppte dann herum, wenns auch kein Kleid wurde. Wenn es Abend war, kochte Großmütterlein einen süßen Kaffee. Dann setzten wir uns an den Tisch und spielten Mühleziehérles. Am öftesten wurde ich geschneidert*). Aber das gute Großmütterlein half mir oft. Als wir Schlaf bekamen, legten wir uns ins Bett. Wie weich war doch dasselbe! War ich krank, so steckte mich meine Großmutter ins Bett und tat alles, um mich wieder gesund zu machen. So machte es mein liebes Großmütterlein.

54. Feierabend.

1.

Es ist Feierabend. Die Sonne hat eben noch ihre letzten Strahlen an sich gezogen. Der Vater hat sein Geschäft beendet, die Mutter auch, und so sitzen alle, Vater, Mutter und Kinder vor dem Haus und plaudern über alle wichtigen Sachen. Auch die Nachbarn kommen und sprechen über den vergangenen Tag. Die Kinder können nicht stillsitzen; sie gehen ein wenig abseits und spielen für sich. Die Kleinen singen in fröhlichem Ton: „Ringel, Ringel, Reihen.“ Die Größeren hüpfen Seil. Ihre leichten Füße sind kaum zu sehen, so geschwind gehen sie. Aber jetzt ist es so dunkel, daß die Leute einander nicht mehr recht sehen. Dann reichen sie einander die Hand und wünschen sich gegenseitig eine gute Nacht. Die Mutter ruft: „Kinder, kommt, wir gehen ins Bett!“ Aber die Kinder sind gerade mitten im Spielen und mögen das Rufen nicht hören und spielen weiter. Aber die Mutter ruft wieder: „Kommt doch, sonst holt euch der Nachtgrab**).“ Endlich kommen sie und gehen ins Bett. Die Mutter schließt die Haustüre zu und geht auch zur Ruhe. Bald herrscht tiefe Stille in der Straße.

2.

Es ist Abend. Die Arbeit ist vorbei. Aber jetzt will noch niemand ins Bett, denn es ist noch ganz hell. Die Leute sitzen zusammen und plaudern. „Ihr sollt nur sehen, wie mein Korn schön wird“, fängt Herr Klöpfer an zu sprechen. „Und ich“, spricht Herr

*) zum Besiegten gemacht. **) Nachtrabe.

Bauer, „habe heute einen Apfel vom Baum gerissen, und er war beinahe reif.“ Ein anderer spricht: „Habt ihr auch schon vom Krieg gehört?“ „Ja,“ spricht ein anderer, „aber weißt du das Neueste?“ „Ich will's euch erzählen“, spricht Herr Bauer. Nun fängt er an zu erzählen, und alles lauscht. An einem andern Platz sitzen die Frauen, die natürlich viel zu sprechen wissen. Sie sprechen von ihren Gärten. Jede lobt ihren Garten. Die alte Hanne spricht: „Ich hab doch den schönsten Garten, so schöne Blumen und so schönes Gemüse hat niemand.“ Die Frauen glauben es nicht und sprechen: „Das möchten wir auch sehen, da wirds schön aussehen!“ Das will sich die alte Hanne nicht gefallen lassen, und sie spricht: „Kommt nur und seht ihn euch an.“ Jetzt gehen alle mit und besehen den Garten. Auch Kinder sind auf der Gasse. Nach und nach wird's dunkel, und alles geht heim. Nur die Kinder wollen nicht. Da ruft die Mutter: „Kinder, kommt, sonst holt euch der Nachtgrab.“ Jetzt kommen auch sie, und es ist still.

55. 's Walterle kann laufen.

Gestern war ich ganz allein in der Stube mit meinem kleinen Walter. Der Vater war im Geschäft und meine Mutter in der Küche und machte dort Ordnung. Da mußte ich mein kleines Walterle hüten. Ich saß auf dem Stuhl und hatte ihn auf dem Schoß. Ich spielte mit ihm: „Hoppe, hoppe, reite.“ Das freute ihn, dann wollte er immer allein auf dem Boden stehen. Ich ließ ihn machen. Er stand hin und lief bis zu der Bank. Ich freute mich sehr, sprang hinaus zu der Mutter und rief: „Mutter, denk nur, 's Walterle hat eben den ersten Schritt gemacht!“ Die Mutter kam und freute sich auch. Als der Vater kam, erzählte ich es ihm gleich. Aber er wollte es nicht glauben. Er setzte sich auf die Bank, und 's Walterle stand am Kasten. Da streckte der Vater seine Arme aus und rief: „Wer kommt in mei Guckehausele?“ 's Walterle lachte und sprang ganz wackelig zu dem Vater. Der Vater hob sein kleines Walterchen auf den Schoß. Er sagte: „So, jetzt bist du aber a Männtle, jetzt wirst bald a Soldat.“ 's Walterle verstands ein wenig und lächelte vergnügt. Jeden Tag lief Walterle ein Stückchen und hatte einen großen Stolz.

56. Von meinem kleinen Brüderchen. (Schwesterchen).

1.

Von meinem kleinen Schwesterchen weiß ich viel zu erzählen. Wenn ich es morgens wasche, schreit es so entsetzlich, daß einem die Ohren gellen. Aber bei dem Baden ist es ganz anders. Da patscht und spritzt es, daß ich ganz naß werde. Ich wickle das Schwesterchen dann gut ein und stecke es in sein Bettlein. Nachher darf es wieder heraus, und ich trage es herum. Ich singe ihm auch einige Liedchen vor. Dabei wirds ihm pudelwohl. Es packt mich dann an den Haaren und reißt mir ein paar heraus, wenn ich auch noch so sehr schreie. Da hat es seine Freude daran. Wenn die Mutter den Schoppen bringt, ist es zu drollig. Es ruft immer: „Ah, ah, Obla." An seinem Pfropf zieht es herum, nullt und beißt. Aber auf einmal fährt ihm der Pfropf heraus, und alle Milch läuft ihm über das Gesicht. Nun macht es: „Brr, Brr." Ich komme zur Türe herein und sehe das Unglück. Ich putze das Schwesterchen schnell und befriedige es wieder. Es hat aber von dem warmen Milchbad Schlaf bekommen und bald schläft es.

2.

Ich habe ein kleines Brüderlein. Es heißt Theodor. Ich muß es oft hüten. Es kann noch nicht laufen, daher muß ich es immer tragen oder führen. Wenn es sein Mittagsschläfchen gemacht hat, muß ich mit ihm fort. Das weiß es schon, und nun sagt es zur Mutter, wenn es kaum aus dem Bett ist: „Mama, ada." Wenn es meine Mutter anzieht, so hüpft es vor Freude und kann es kaum erwarten, bis es zur Türe hinausgeht. Wenn ich es trage, so lächelt es an einem fort. Manchmal reißt es mir Haare heraus. Wenn ich dann heim gehe, so schreit es immer, denn es möchte noch mehr auf der Gasse bleiben. Wenn dann der Abend kommt, so merkt Theodorle, daß der Vater bald kommen muß. Dann sagt es: „Pape, Pape." Wenn der Vater zur Türe hereinkommt, streckt es ihm gleich beide Arme hin. Hat der Vater seine Hausschuhe an, so nimmt er es auf die Arme und spricht mit ihm. Manchmal zupft es ihn am Bart. Am Samstag Abend wird es gebadet. Da schreit es fürchterlich

und will sich nicht waschen lassen. Dann sagt die Mutter immer: „Theodorle, sei still, Mama macht de schö." Ich habe eine wahre Freude an meinem Brüderlein.

57. Eine verregnete Hochzeit.

Am Donnerstag hatte unser Nachbar, Herr Luckert, Hochzeit. Wir mußten singen. Zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$1 Uhr wollten wir uns aufstellen. Aber, o Jammer! Ein Gewitter kam, und es regnete wie mit Kübeln geschüttet. Es war uns also unmöglich, das Haus zu verlassen, deshalb warteten wir im Öhrn. Wir sahen ein Trüpplein Kinder vorbeispazieren. Ach, wie die ihre schönen Röcklein hinaufzogen! Aber sie wurden doch naß. Sie wollten ja ins Hochzeitshaus, und da konnten sie sich nicht aufhalten. Ganz steif kamen sie daher. Auch einige Frauen liefen an unserm Haus vorbei. Unser Herr Lehrer meinte es gut mit ihnen und rief ihnen zu: „Wollen Sie nicht bei uns unterstehen? Da hat's Platz genug, dann werden Sie nicht so naß." Jetzt hatte er sie aber unwissend um ihre Morgensuppe gebracht. Doch statt derselben hatten sie eine Wassersuppe in den Schuhen. Die muß gut geschmeckt haben, denn einmal ums andere zogen sie ihre Füße hinauf. Einige Kinder liefen patsch-pudelnaß auf der Straße herum. Am Kinn tropfte das Wasser herunter. Man konnte meinen, sie wären frisch aus dem Wasser gezogen. Endlich hörte der Regen auf, und wir wagten uns hinaus. Als wir in der Kirche waren, waren wir froh, unter Dach zu sein. Als die Trauung beendigt war, gingen wir heim. Der Regen hatte Gottlob aufgehört, und ungestört konnte die Hochzeitsgesellschaft in die Wirtschaft kommen. Vielleicht wurde da auch von dem abscheulichen Wetter gesprochen.

Wenn's wahr ist, daß die Braut reich wird, welcher es ins Kränzchen regnet, so wird Frau Luckert steinreich.

58. Heute ist großer Viehmarkt.

1.

Heute ist auf der Paulinenstraße und auf dem Viehmarkt sehr viel Vieh. An der Ecke der Paulinenpflege steht der Tierarzt und schaut dem Vieh ins Maul, ob keines Maul- und Klauenseuche

hat. Ein Mann namens Luckert schreibt auf, wieviel Kühe, Kälber und Ochsen hereinkommen. Die Händler laufen herum und sehen das Vieh an. Dann fängt das Handeln an.

Händler: „Jakob, was willst für dei Kühle?"

Bauer: „270 Mark."

Händler: „Des ist z'viel; ich geb der 240."

Bauer: „Na*) bhalt ih mei Kuha."

Der Händler läuft weg und kommt wieder.

Händler: „Jakob, tuaschts**) net? Ich tu noch 10 Mark hin."

Bauer: „Noi, ih tuas net, wie i gsagt han***), 270, net meh ond net weniger."

Händler: „Jakob, sei gscheit, 250 Mark ist a schönes Geld, schlag ei."

Bauer: „Noi."

Händler: „Tuaschts net?"

Bauer: „Noi, ih tuas net."

Händler: „Na laschts bleibe!"

Bauer: „Ih laß au!"

2.

Heute gehts wohl im ganzen Oberamt nirgend lebhafter zu als in der Paulinenstraße in Winnenden. Das ist auch kein Wunder, denn heute ist großer Viehmarkt. Schon seit heute früh wimmelts hier von Rindvieh. Immer kommt noch mehr dazu. Aber kein einziges Stück darf hinein, ohne von dem Tierarzt gesehen zu sein. Unten an der Straße steht er, und jeder Bauer muß seinem Vieh das Maul aufmachen. Der Tierarzt schaut hinein, ob es nicht Maul- und Klauenseuche hat. Wenn das der Fall ist, wird der Bauer zurückgewiesen. Ein anderer Mann schreibt auf, wie groß der Viehmarkt ist. Weiter oben stehen die Rinder bei ihren Herrn. Die Straße sieht weiß, braun und rot gefleckt aus. Dazwischen sieht man schwarze Menschen herumlaufen. Viehändler in ihren langen Mänteln laufen herum und besehen das Vieh. Bald wird lebhaft gehandelt. Hat ein Händler ein Stück Vieh gekauft, so schert er seinen Namen in die Haare hinein, und der Bauer führt das Vieh in ein Wirtshaus. Viele Bauern gehen im Zorn wieder heim, weil ihnen der Händler zu wenig bietet. Um 12 Uhr ist der Markt aus.

---

*) dann. **) tust du es. ***) habe.

59. Große Wäsche.

Heute ist bei uns große Wäsche. Das wußten wir schon die ganze Woche durch, denn da wird schon gerichtet und gemacht, wie man's eben an der großen Wäsche braucht. In der Waschküche kann man's fast nicht mehr aushalten vor Dampf und Rauch. Schon wenn man an der Waschküche vorbeiläuft, riecht man, daß da gewaschen wird. Aber wenn man drinnen ist, kann man fast nicht wandeln. Da stehen Züber, große und kleine, Waschkörbe noch mit der schmutzigen Wäsche und ein Haufen von Leuten. Die Waschfrauen stehen an den Zübern und plaudern da ganz wichtig. Ich glaube, daß ihnen das Schwatzen beinahe wichtiger ist als das Waschen. In der ganzen Stadt kommen sie herum. Eine nimmt die Wäsche aus dem Kochkessel und öfters kommt es vor, daß sie gespritzt wird und schreit. Einige Mädchen müssen die Strümpfe und die Taschentücher in einem besonderen Zuber waschen. Wenn sie dann sprechen, so rufen die Waschfrauen gleich: „Mädle, schaffet au und schwätzet net so viel!", aber die Waschfrauen sprechen doch selber am meisten. Wenn die Wäsche gut und sauber gewaschen ist, wird sie gebläut und aufgehängt. Da hat man aber die ganze Woche noch mit der Wasch zu tun.

60. Die Wäsche flattert im Wind.

Im Hofacker wurde Wäsche aufgehängt. Nun ist sie beinahe trocken. Der Wind bläst lustig an dieselbe hin. Das gefällt ihr. Am liebsten möchte sie mit dem Winde davonfliegen. Aber das geht nicht, denn sie ist fest angeklammert. Das behagt ihr scheints gar nicht, denn sie zerrt und reißt immer. Sie flattert hin und her, doch fort kann sie nicht. Die großen Leintücher blähen sich weit auf. Die Ziechen werden ganz mit Luft gefüllt, daß sie einem Luftballon gleichen. Aber das hilft nichts, sie müssen dableiben. Einige haben sich ganz losgerissen. Aber sie kommen nicht vom Fleck, sie liegen hilflos am Boden. Es ist nett, der flatternden Wäsche zuzusehen. Wie schön glänzen die Stücke im Sonnenschein!

61. O weh, es regnet.

Drüben im Stadtgarten ist Wäsche aufgehängt. Sie ist beinahe trocken. Aber ach, was muß ihr noch passieren! Es kommt ein Gewitter, und es fängt an zu tröpfeln. Schnell springt die Frau, der die Wäsche gehört. Die Nachbarin springt auch mit. Sie springen sich schier die Füße heraus. Aber alles hilft nichts. Der Regen wird stärker, und endlich regnet es heftig. „Ach, meine Wäsche, meine Wäsche!“ jammert die Frau einmal ums andere. Schnell wird die Wäsche abgezogen. Aber obgleich es vier Hände sind, sie bringen nur die Hälfte beizeiten unter Dach. Die andere Wäsche wird pitsch-patsch-pudelnaß.

62. Die Kirschen sind reif.

Wenn die Kinder sehen, daß Leute Kirschen heimbringen, so jubeln sie gleich: „Die Kirschen sind reif!“ Sie gehen zum Vater und fragen: „Vater, wann holst du unsere Kirschen?“ „Am Sonntag,“ ist die Antwort. Nun können sie es kaum erwarten, immer wird davon gesprochen. Am Sonntag geht der Vater mit ihnen hinaus. Unterwegs wird immer von den Kirschen gesprochen. „O, ich werde essen,“ sagt eins. Das andere: „Ich darf den Korb tragen, gelt Vater?“ „Ja freilich“, ist die Antwort. Endlich kommen sie an den Kirschbaum. Die Kirschen glänzen schön rot herunter. Nun freuen sich besonders die Kleinsten. Der Vater pflückt die Kirschen, die Kinder essen. Die Mutter betrübt es, wenn die Kleinen ihre Kleidchen verschmieren. Sie schreien: „Pape, Kiesche.“ Oft hört man sie weinen, weil die Großen ihnen Kirschen genommen haben.

63. Samstagsarbeit.

Jedermann merkt, daß es morgen Sonntag ist, denn wo man hinsieht, sind fleißige Hände mit Putzen beschäftigt. Die Zimmer werden geputzt, die Treppen gebürstet, alle Möbel werden abgestaubt, der Sofa tüchtig geklopft, daß man es durchs ganze Haus hört. Wenn alles sauber ist, kommen die Fenster an die Reihe, damit der liebe Sonntag auch freundlich hereinblicken kann. Schnell geht die Magd daran, und ruht nicht, bis sie klar sind. Drunten im Hof kehren die Brüder. Die Mutter hat ausdrücklich zu ihnen

gesagt: „Kinder, vergeßt das Gießen nicht." Nun haben sie es ganz und gar vergessen. Hurtig kehren sie drauf los. Bald sind sie in dicke Staubwolken gehüllt. „Was tut ihr da?" ruft die Magd zum Fenster heraus, „ich reibe mich schier zu tot, und ihr macht alles staubig mit dem wüsten Kehren!" Die Mutter hat es gehört. „Da hört doch alles auf, jetzt hilft alles Putzen nichts!" ruft sie. Bald ist alles gut geputzt. Alle sind müde, doch ist alles festlich gestimmt. Nach dem Nachtessen werden die Stiefel und Kleider zurechtgemacht, dann ist Feierabend. Nun wird ausgemacht, was man am Sonntag anfangen will.

64. Seifenblasen.

Gestern machten wir Seifenblasen. Das war ein Hauptvergnügen. Zwei oder drei schauten zum Fenster hinaus und machten da Seifenblasen. Unten am Haus standen Kinder und fingen sie mit Hüten auf, manche sogar mit dem Mund. Auch unser Herr Lehrer kam und machte Seifenblasen. Einmal bliesen wir langsam, dann wurden die Blasen groß, dann wieder schnell, dann kamen viele kleine heraus. Die Luft flog ganz voll. Manche flogen so hoch, daß man sie kaum mehr sehen konnte. In manchen Blasen konnte man sich spiegeln, bei anderen meinte man, es sitze ein Mann mit einer großen Zipfelkappe darin. Manchmal waren die Blasen farbig: rot, blau oder scheckig. Wenn eine recht schön war, riefen die Kinder: „Au, des ist a schene" und bliesen sie in die Luft. So ging es den ganzen Tag fort.

65. Gestern hatte ich Geburtstag.

Schon mehrere Wochen lang freute ich mich auf meinen Geburtstag. Oft fragte ich meine Mutter: „Was krieg i a meim Geburtstag?" „Wirst's schon sehen, warte nur", gab sie mir kurz zur Antwort. Vorgestern nacht konnte ich schier nicht schlafen vor Freude. Als ich am Morgen aufgestanden war, errinnerte ich meine Mutter gleich an meinen Geburtstag. Sie sagte: „Ja meinst du denn, ich denke nicht daran? Ich wünsche dir eben viel Glück zu deinem Geburtstag, und daß du fein brav und fleißig bleibst." Zum Kaffee bekam ich zwei Stücke Zucker, da hatte ich einen süßen Kaffee. Dann

wünschte mir auch der Vater Glück zum Geburtstag, ebenso die Geschwister. Nun ging ich in die Schule. Ganz vergnügt ging ich zur Türe hinein. Ich dachte an nichts Böses, als ich plötzlich von allen Seiten angefallen wurde und so gewürgt, daß mir Hören und Sehen verging. Das war der Glückwunsch meiner Kameraden. Dieser dauerte so lange, bis der Lehrer kam. „Bin ich in einer Räuberhöhle?" fragte er, „was ist denn da los?" „Der hat Geburtstag," schrieen alle und würgten weiter, bis der Lehrer Ruhe gebot. Dann wünschte er mir auch Glück, und daß ich brav und folgsam sei. Im Vesper ging das Gewürg wieder los, so daß ich kaum mein Brot essen konnte. Ich habe aber einige ordentlich gestaucht. Von der Schule heim lief ich, was meine Füße ertragen konnten, um daheim vor den greulichen Würgern Schutz zu finden. Auf dem Tische stand schon das Mittagessen. Es gab mein Leibessen, Spätzle und Salat. Das schmeckte mir sehr. Nach dem Essen bekam ich extra noch ein Stück guten Kuchen vom Konditor. Mein kleines Brüderchen beneidete mich sehr darum, und es sagte immer: „Mame, au Butstag." Ich gab ihm auch von dem Kuchen. Auch heute behauptet der Kleine, Geburtstag zu haben, morgen jedenfalls auch und die ganze Woche.

66. Die Zigeuner.

Gestern begegneten wir Zigeunern. Zuerst kam ein Wagen, an welchem ein Klepper gespannt war. Ein Zigeuner war Kutscher. Dieser schlug immer mit der Peitsche zum Laden heraus, aber sein Renner wollte nicht springen. Das Leitseil ging nicht bis an den Wagen hin, deshalb mußte der Kutscher weit heraushängen. Er hatte keinen Kittel an, und sein Hemd stand weit offen. Ihn muß es scheints nicht gefroren haben, sonst hätte er nicht geschwitzt. Da sagten wir zueinander: „Bei dem ists' noch Hochsommer." An einem hinteren Rad des Wagens war eine Speiche kaput. Da hatten die Zigeuner einen Prügel an das Rad gebunden, und so oft sich das Rad drehte, schlug der Prügel an den Zigeunerkarren. Müller sagte: „Die Zigeuner wollen ein Konzert machen, die Pauke ist schon da." Die Zigeuner hatten auch einen Spitzerhund; als aber dieser uns sah, zog er den Schwanz hinein und ging durch.

Nach einigen Minuten kam eine Zigeunerin. Aber die war dick! Die reichste Frau hat nicht so viel Röcke an wie diese Zigeunerin. Zwei hatte sie über den Kopf geschlagen, drei andere hob sie bis an die Kniee hinauf, und noch einige hingen hinunter, diese schleifte sie im Dreck. Jeder Rock hatte eine andere Farbe. Nach einer Weile kam wieder ein Wagen. Dieser saß ganz voll von Kindern, Männern und Frauen. Da sah man nichts als braune Köpfe. Müller rief: „O, die bringen ganz Österreich-Ungarn mit!“ Das Pferd an diesem Wagen hatte keinen Schwanzriemen, deshalb mußte ein Zigeuner mit einem Prügel sperren. Der Zigeuner sagte zu einem Knaben: „Hasch koh Zigarr?“ und zu einem anderen: „Willscht a mitfohren?“ Als der Wagen vorbei war, sagte Betsch: „Ich hätte mögen nur einen Stein zu dem Loch hineinwerfen, die wären anders zusammengefahren!“

67. Metzelsuppe.

Vor einigen Tagen ging es bei meinem Nachbar sehr lebhaft zu, da war nämlich Metzelsuppe. Ich war am Nachmittag schon im Haus, aber nicht lange, ich genierte mich. Da stand in der Stube der große Hackblock, der sonst im Öhren steht. Um ihn herum standen der Metzger, der Nachbar, sein Sohn und ein anderer Nachbar. Diese hatten Hackmesser und hackten lustig drauf los. Das war eine schöne Musik, die mich sehr freute. In der Küche und im ganzen Haus roch es sehr gut. Aus dem großen Kessel kamen feine Düfte heraus. Am Abend war ich daheim, ich dachte aber immer an die Metzelsuppe. Ich konnte es kaum erwarten, bis ich zu derselben geholt wurde. Auf einmal kam jemand die Stiege herauf, es war der Nachbar. In die Stube eingetreten, sagte er, daß er den Vater, mich und die Geschwister zur Metzelsuppe einladen wolle. Vergnügt gingen wir mit. Wir hatten kräftig Hunger, denn heute hatten wir nicht gevespert wegen der Metzelsuppe. Bald saßen wir an einer langen Tafel, und dann begann das Essen. Zuerst gab es Brotsuppe, die war gut. Ich sagte zu meinem Bruder: „Iß nicht so viel, nachher kommen Würste!“ Auf einmal wurde eine große Schüssel mit Kraut hereingetragen. Auf dem Kraut lagen viele Stücke Fleisch, auch das Schwänzchen war dabei und der Rüssel.

Der Metzger machte nun einen Spaß und sagte zu mir: „Komm, du kriegst's Schwänzle," aber ich wollte es nicht. Dann brachte man Würste herein, Blutwürste und Leberwürste. Da hatten wir Kinder eine große Freude. Wir bekamen eine halbe Leberwurst, eine halbe Blutwurst, Kraut und Fleisch. Da wurde nicht mehr viel gesprochen, aber fleißig gegessen. Wir tranken auch Most dazu. Auf einmal sagte mein Bruder: „O, i kah nemme".*) Das war ihm leid, daß er nicht mehr essen konnte. Bald mußte ich auch aufhören. Eins ums andere legte den Löffel weg. Als die Metzelsuppe aus war, gingen wir heim mit unseren vollen Bäuchlein. Jedes Kind bekam noch ein Bratwürstlein mit, die großen Kinder ein großes, die kleinen ein kleines. Das Würstlein hängt jetzt im Rauch.

68. Fleischbrühstupfen.

Als ich gestern mittag von der Schule heim kam, sagte meine Großmutter: „Karl, der Krebsjohann hat gmetzget." Als es ungefähr 6 Uhr war, sagte sie: „Karl, du kannst jetzt fleischbrühstupfen." Ich holte schnell einen langen Bohnenstecken. Meine Großmutter band einen Hafen an ihn hin, und ich ging fort. Als ich an das Haus des Krebsjohann kam, klopfte ich mit meinem Hafen an das Küchenfenster, und das Fenster ging auf. Die Leute wußten schon, was ich wollte, und sie banden den Hafen los. Ich hörte unten, wie es in der Küche kläpperte. Da dachte ich: „Wenn sie nur auch eine große Wurst und ein festes Stück Fleisch hineintun." Als der Hafen gefüllt war, banden ihn die Leute wieder an den Bohnenstecken hin. Ich rief: „Dank schön!" und ging fort. Als ich heim kam, band meine Großmutter den Hafen los. Sie leerte den Inhalt in eine Schüssel. Zuerst kam Fleischbrühe heraus, dann aber kam eine große Wurst, ein Stück Fleisch und Kraut. Wir aßen gleich die Wurst und das Kraut mit gutem Appetit.

69. Schnell, die Milch kommt!

Die Milch ist in der Pfanne auf dem Feuer. Ich muß aufpassen. Fräulein Bäßler ruft: „Ander, mach schnell die Türe zu, sonst läuft die Milch hinaus!" „Laß nur offen", entgegne ich, „sie

*) ich kann nicht mehr.

kommt nicht, ich will ihr schon das Durchgehen vertreiben". Jetzt kommt sie beinahe. Aber ich hab meine Tapper noch nicht geholt. Ich springe schnell weg, hole sie geschwind und will wieder her. Da ruft die Marie: „Berta, schnell, schnell, die Milch kommt!" Aber bis ich mich besinne, ist die Milch schon herausgelaufen. Ich springe schnell hin, hebe sie heraus und schütte sie in einen Hafen. Dann hole ich geschwind Salz und streue es auf den Herd. Der Geruch aber erfüllt die ganze Küche. Da kommt Fräulein Bäßler und sagt: „Habe ich nicht gesagt, du sollst die Türe zumachen?"

70. Der Pelzmärte war da.

Gestern abend kam der Pelzmärte zu uns. Er hatte eine kohlschwarze Pelzkappe auf dem Kopf, einen langen Bart, und einen langen, schwarzen Mantel. Auch hatte er ein Paar Stiefel an, welche aussahen, als ob sie aus undenklichen Zeiten stammten. Der Pelzmärte polterte die Treppe herauf, eine Rute in der Hand und einen großen Sack auf dem Buckel. Zuerst ging er zu den Mädchen. Diese schrieen alle zusammen, besonders das kleine Minele zeichnete sich als große Schreierin aus. Sie habe immer geschrieen: „I hab tschafft, i hab tschafft!" Nun kam der Pelzmärte die Treppe herauf. Der kleine Karl ging eben mit einer Laterne die Stiege hinab, und er wäre schier vom Pelzmärte mitgenommen worden. Es war ein Glück, daß der Vater dazu kam und sagte: „Pelzmärte, den Karl darfst du nicht mitnehmen, er ist brav". Nun kam der Pelzmärte in den oberen Öhrn. Über diesen polterte er langsamen Schrittes, und dann kam er in unsern Arbeitssaal, in welchem wir eben Lernstunde hatten. Jetzt fingen wir an zu schreien, daß es arg war, manche schlüpften unter die Tische, Ziefle sogar in einen Kasten hinein. Der Pelzmärte wollte nun Schelle mitnehmen, als dieser aber versprach, brav zu sein, ließ ihn der Pelzmärte los, und er bekam sogar noch einige Schnitze von ihm. Darauf schob er Klaus in seinen Sack. Um ein Härchen, so hätte er ihn mitgenommen, und dann wäre Klaus unfehlbar verloren gewesen. Der Pelzmärte spannte auch Hieber die Hosen, er muß aber nicht arg draufgehauen haben, sonst hätte Hieber wohl nicht gelacht. Zuletzt teilte der Pelzmärte Birnschnitze aus, und wir packten ihn schier an. Aber der Pelzmärte war nicht dumm: er schüttelte seinen Sack aus, und die Birnschnitze fielen auf den

Boden, so daß wir sie auflesen mußten. Nun gab es einen großen Durcheinander, wie man ihn nicht beschreiben kann, einer burzelte über den andern hinein, und unterdessen ging der Pelzmärte fort.

71. Der wandernde Kragen.

Knapp durfte zu seinen Eltern in die Vakanz. Als er zurückkam, brachte er einen Gummistehkragen mit. Dieser wanderte zuerst von Grab nach Sulzbach und von dort nach Winnenden. Als Knapp zu uns kam, hatte er einen Stolz wie noch nie. Er sah in seinem Stehkragen wie ein Herr aus, und wir dachten: diesen Kragen möchten wir auch haben. Als Knapp den Kragen einige Wochen getragen hatte, bekam er genug an demselben. Eines schönen Tags hatte Friedrich Hieber den Kragen. Bei diesem blieb er aber nur einige Tage. Als Hieber genug hatte, nahm Knapp den Kragen und gab ihn Bährle. Nach einem Tag hatte Albert Schlotterbeck den Kragen. Diesem gefiel er gut, und wenn Albert Schlotterbeck nicht Stallbube wäre, hätte er den Kragen gern für immer behalten. Aber er sagte: „Ein Stehkragen paßt nicht in einen Stall". Gleich am folgenden Tag hatte Emil Schlotterbeck den Kragen, bei welchem er ganz besonders schön aussah. Darauf kam die Reihe an mich. Der Kragen gefiel mir sehr, aber nach einigen Tagen hieß es: „Morgen darf Müller den Kragen anziehen". Ich gab diesem den Kragen. Als Müller den Kragen anzog, merkte er gleich, daß der Kragen ihm zu eng sei, darum gab er ihn gleich Wilhelm Hieber. Dieser zog den Kragen umgekehrt an. Als wir ihn auslachten, gab er den Kragen Hausch. Hausch wollte den Kragen nur, um besser putzen zu können. Nachdem er den Arbeitssaal aufgewaschen hatte, zog er den Kragen wieder aus. Nun zog Bühr den Kragen an. Aber nach wenigen Minuten sagte dieser: „Ich kann keinen Stehkragen leiden, lieber nichts". Nun wurde Betsch Besitzer des Kragens. Er zog die Kravatte an, die der Katze um den Hals gebunden war, und setzte eine Kappe auf. Da sah er aus wie ein Gigerl. Nachdem er einige Zeit Unsinn gemacht hatte, gab er den Kragen dem Eigentümer Knapp wieder zurück. Nun bekam ich den Kragen zum zweitenmal, weil ich ihn am liebsten anzog. Wie lange ich ihn aber behalte, weiß ich nicht zu sagen. Bis jetzt hat der Kragen elf Hälse geziert, wahrscheinlich wird er aber noch mehr zieren.

72. Wann unsere Kälbchen saugen dürfen.

Morgens, wenn wir in den Stall gehen, geben wir zuerst ein, dann dürfen die Kälbchen saugen. Diese freuen sich schon, wenn man zu ihnen hingeht. Kaum sind sie losgebunden, dann gehts im Galopp im Stall herum. Sie springen, wie wenn sie von der Kette los wären, sie hüpfen und schlagen aus. Sie springen so sehr, daß man ihnen nicht mehr nachkommt, und auf einmal liegt man auf dem Boden. Nun suchen sie die Mutter, aber wenn wir ihnen nicht helfen, so kommen sie an die falsche Kuh. Wenn sie die Mutter gefunden haben, fahren sie gleich auf das Euter los und stoßen hinauf, daß die Kuh erschrickt. Nun lassen sie sichs recht schmecken. Manche knieen auf den Boden hin, damit sies bequemer haben. Sie nehmen einen Strich nach dem andern ins Maul und saugen, bis sie genug haben, dabei sperren sie die Augen auf, nullen und schlucken. Auf einmal haben sie genug, dann machen sie allerlei Unarten, springen im Stall herum, machen Hüpfe und wollen sich nicht anbinden lassen.

Als ich auch einmal ein Kälbchen anbinden wollte und es schon am Strick hatte, sprang es davon, und ich hatte nur zu springen. Die Stalltüre stand eben offen, und es sprang in den Hof hinaus. Ich stolperte und fiel, und das Kälbchen zog mich im Dreck herum. Hausch, welcher gerade im Schopf Holz holen wollte, rief ich zu: „Hausch, hebs!*) Hausch, hebs!" Aber dieser, statt zu heben, lachte mich aus. Ein andermal stand die Stalltüre wieder offen, und das Kälbchen sprang wieder hinaus. Ich ließ es aber nicht fahren, sondern sprang hintennach, so sehr ich konnte. Als das Kälbchen merkte, daß ich es nicht fahren lassen wollte, dachte es: „Wart nur, du läßt mich bald fahren". Es fing an auszuschlagen und dachte: „Paßʼ auf, jetzt läßt du mich gewiß fahren". Aber ich gab nicht nach, sondern zog das Kälbchen in den Stall und band es an. Die Kälbchen lassen sich nicht gerne anbinden, da haben sie keine Freude, wie wenn sie losgebunden werden, da muß man an ihnen ziehen, wie an einem beladenen Wagen.

---

*) halte es.

73. Heuabladen.

In der Heuernte müssen wir Heu abladen. Das tun wir lieber als zerstreuen oder schöcheln, denn da ist niemand bei uns. Wenn Gottlob kommt, hält er mit dem Wagen vor der Scheune. Er hilft uns den Wagen in die Scheune schieben, und ehe er wieder geht, sagt er: „Daß ihr mir aber schaffet, wenn ich komme, und es ist noch nicht abgeladen, bekommen alle die Hosen gespannt". Aber wir wissen schon, daß das nicht geschieht. Nun geht Gottlob mit dem Wagen fort, und wir gehen ans Heuabladen. Doch ehe wir recht anfangen, vergessen wir das, was Gottlob gesagt hat, einer um den andern fängt an nichts zu arbeiten. Bald fangen wir auch an, zu hüpfen, oder wir ziehen uns am Garbenseil bis ans Dach hinauf.

Bühr ist schon auf dem Heuboden und fängt an, von oben herunter zu hüpfen. So geht es fort, und ehe man daran denkt, hört man einen Knall, und Gottlob fährt zum Hoftor herein. Nun springen wir an unsere Arbeit, um nicht erwischt zu werden. Bühr hat sich am Seil hinaufgezogen, und wie er sich herunterläßt, kommt Gottlob zum Scheunentor herein. „Warum habt ihr nichts gearbeitet?" ruft er. Da kommt Bühr eben am Seil herunter. „So, so, das treibet ihr, komm nur dir spann' ich die Hosen". Er nimmt Bühr in den Stall und schlägt ihm ordentlich die Hosen voll. Dann kommt er wieder und sagt: „Wer hat sonst nichts geschafft?" Keiner gesteht es, obwohl keiner arbeitete. „Nur gesagt!" ruft Gottlob. Keiner sagt es, doch, weil er nichts erfährt, geht er zur Scheune hinaus mit den Worten: „Ich weiß gewiß, daß ihr mir das Nächstemal schaffet." Doch ob ers gewiß weiß, das ist eine Frage. Wenn wir wieder allein sind, fängt das Nichtschaffen wieder an. Allein wir passen diesmal auf, wenn Gottlob kommt.

74. Sucherles.

Es ist Vesper. Wir gehen in den Hof, um zu spielen. „Ach, was soll ich heute spielen?" denke ich. Da fällt mir ein: „Gottlob ist nicht da, ich spiele in der Scheune". Schnell sage ich zu Betsch: „Komm, wir spielen in der Scheune." „Au ja," entgegnet dieser, „aber ist Gottlob nicht da?" „Nein, er führt Gülle," antworte ich.

Ich hole auch Hausch, und wir gehen miteinander in die Scheune. Zuerst schlagen wir ab, wer suchen muß. Das Los trifft Hausch. Ich und Betsch verstecken uns in einer Höhle im Heu. Hausch ruft: „Darf i' kommen?" „Ja," antworten wir. „I' weiß schon, wo ihr sind," ruft Hausch. Er kommt an die Höhle. Ich und Betsch schlüpfen hinaus, und kommen auf die Tenne. Da geht auf einmal das Scheunentor auf, und Gottlob kommt herein. Gleich sieht er uns, und er ruft: „Was tut ihr da?" In der Angst sagen wir nichts. „Kommet no, jeder bekommt d'Hosen g'spannt, gelt, i' han euch a mal verwischt, euch vertreib i' 's, ihr kommet nemme in d' Scheuer rei." Gottlob geht mit uns in den Stall. Er läuft einige Schritte voraus. Jetzt ist er in der Futterkammer, aber wir gehen zum Scheunentor hinaus und hinauf in den Arbeitssaal. Gottlob kommt in den Stall; es ist gut, daß er sein Versprechen vergessen hat, denn als er uns nicht mehr sah, dachte er nicht mehr daran, daß er uns Schläge versprochen hatte.

75. Maler Buck war im Haus.

In der letzten Woche kam der Maler Buck und weißnete den Arbeitssaal. Morgens, gleich nach dem Essen, wurde der Arbeitssaal ausgeräumt. Tische, Bänke, Bücherständer und alles wurde in den Öhrn gestellt, daß man fast nicht durchkommen konnte. Die Kästen, die Schneider- und Schusterbude wurden von der Wand gerückt. Nun kam uns das Arbeitszimmer ganz groß vor, und wenn darin gesprochen wurde, hörte man das Echo.

Als das Aufräumen fertig war, kam der Maler. Er brachte auf einem Wägelein volle und leere Kübel, Ölkannen, Pinsel, Farben und einige Bockleitern. Dieses wurde in den Öhrn gestellt. Bald wurde das Weißnen angefangen. Doch zuvor wurde der Plafond abgeschabt und dann angestrichen. Als es trocken war, wiederholte man das Anstreichen und nahm jetzt auch die Wände dazu. Nun ging der Maler wieder. Er hinterließ Wände und den Plafond wohl schön; aber der Boden war ganz staubig, die Fenster, der Ofen, die Lamperien und alles war bespritzt und verschmiert. Nun mußte man zwei- bis dreimal den Boden putzen, bis er wieder sauber war. Nun ist es wieder gemütlich im Arbeitssaal.

76. Kreehs Schaufenster.

Gestern gingen wir in die Stadt und beschauten uns Kreehs Schaufenster. Dem sieht man gut an, daß es Weihnachten zugeht. Es sind so große Lebkuchen ausgestellt, daß man meinen könnte, sie wären für den Riesen Goliath bestimmt. Es sind auch drei Häuschen ausgestellt. Wie die schön sind! Sie sind ganz aus Lebkuchen und Gutslen gemacht. Auf den Dächern liegen allerlei Zuckerle. Vor jedem Häuschen stehen Hansel und Gretel. Hansel hat blaue Hosen an und einen weißen Kittel, dazu eine Zipfelmütze auf dem Kopf. Er hat beide Hände voll von gestohlenen Gutslen. Gretel hat ein rotes Röcklein, ein weißes Blüschen und ein blaues Tüchlein über den Kopf gebunden. Ihr Schürzchen ist voll von Gutslen. Hansel und Gretel stehen ganz verdattert da. Ich hätte das auch so gemacht, denn von der Hexe gefressen zu werden ist kein Vergnügen. Die Hexe steht vor der Tür ihres Lebkuchenhäuschens und schimpft mit den Kindern. Sie hat ein gelbes Kleid an mit roten Tupfen und blauen Ärmeln. Unter ihrer weißen Haube schauen rabenschwarze Haare hervor. Um jedes Häuschen herum sitzen nette Entlein, welche das Häuschen ganz erstaunt betrachten, aber vor der Hexe haben sie keine Angst. Unter dem Dach des ersten Häuschens steht ein Pelzmärte, fest in Pelze eingewickelt. Dem schneit es scheints zu arg, weil er unter das Dach steht. Ein anderer Pelzmärte watet im Schnee zwischen den Häuschen, und noch einer schleicht ganz leise am dritten Häuschen herauf. Auch ein Schneemann steht da, verdattert und verfroren mit Zylinderhut. Es stehen noch manche schöne Sächlein da. Da möchte man nur einkaufen. Am liebsten wäre mir so ein Hexenhäuslein. Eines sagte: „Wenn nur unser Haus auch mit Lebkuchen bedeckt wäre, dann würden wir das Haus abdecken, dann könnte es oben hineinregnen."

77. Bei Schmied Hilt.

Gestern abend gingen wir zu Schmied Hilt, um uns seine Werkstatt anzusehen. Wir waren enttäuscht, als wir der Werkstatt uns näherten, denn wir hörten kein Klopfen und Hämmern, auch sahen wir keinen Feuerschein der Esse. Wir traten in die Schmiede ein. Da sahen wir aber nur den Lehrling des Schmieds, welcher eben mit der Bohrmaschine Löcher in eine Röhre bohrte, die so lang

als die Werkstatt war. Wir sahen ihm bei seiner Arbeit zu, und wir mußten uns nur wundern, wie schnell das ging. Von Zeit zu Zeit bestrich der Lehrling den Bohrer mit einem Pinsel, den er in ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt war, tauchte, damit sich der Bohrer nicht erhitze. Dabei dampfte der Bohrer. Herr Reiff fragte nach dem Meister, da sagte der Lehrling, daß er gleich kommen werde, er sei gerade im Keller. Unterdessen betrachteten wir uns die Werkstatt.

Die Werkstatt ist ganz schwarz und rußig. Die Decke hängt voll von großen und kleinen Hufeisen, ich habe nicht gewußt, daß es so viele Hufeisen gibt. An den Wänden befinden sich einige Tische, an welchen Schraubstöcke befestigt sind; allerlei Handwerkszeug liegt auf den Tischen. An einer Wand hängt altes Eisen, an einer anderen hängen Beile, Äxte, Hauen und Kärste. Inmitten der Werkstatt steht der Amboß und daneben die Esse beim Kamin. Auf der Esse liegen lange Feuerzangen und einige Eisenstücke, daneben ist ein Wasserloch, in welchem das heiße Eisen abgekühlt wird. Hinter der Esse befindet sich der Blasbalg, neben welchem in einem Gerüste Hämmer aller Art hängen, kleine und große, breite und spitzige. An der Wand über dem Blasbalg hängen Feuerzangen in großer Zahl. Zwei Schleifsteine und einige Maschinen stehen auch in der Schmiede. Die Maschinen werden elektrisch betrieben.

Nun kam der Meister mit schmunzelnder Miene zur Türe herein. Nachdem er uns begrüßt hatte, versprach er uns, die Esse anzuzünden. Er nahm ein brennendes Holzscheit aus dem Öfelein, legte es auf die Esse und bedeckte es mit Kohlen. Dann zog er den Blasbalg. Bald hörten wir ein Blasen, dann stieg ein Rauch auf, darauf fuhren einige Funken ins Kamin, dann immer mehr, wie farbige Sternchen, grünliche, rötliche, bläuliche, gelbliche, bis eine helle, große Flamme entstand, die in das Kamin schlug. Da wurde die Werkstatt ganz erleuchtet, der Schmied bekam ein rotes Gesicht und wir Kinder auch. Wir freuten uns sehr. Der Schmied ging nun an seine Arbeit. Er legte ein verrostetes, gebogenes Eisen in die Glut. Als es glühend war, nahm er es mit einer Feuerzange heraus und legte es auf den Amboß. Der Lehrling schwang mit voller Wucht den großen Vorschlaghammer, der Meister klopfte auf dem Amboß mit einem kleineren Hammer den Takt dazu, daß es schön klang. Das gab eine schöne Musik, die uns sehr gefiel. Wir

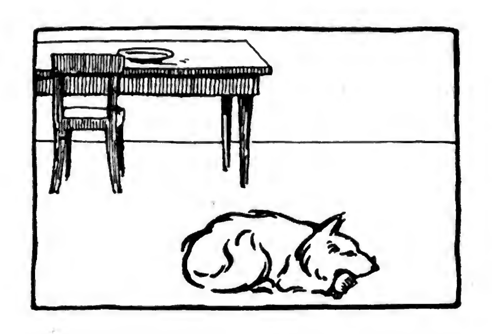
hätten lange zuhören mögen. Dabei spritzten nach allen Seiten Funken hinaus wie schöne Raketchen. Das Eisen wurde rund und spitzig. Dann setzte der Meister einen schneidigen Hammer auf das Eisen, der Lehrling schlug auf den Hammer, und weg flog das spitzige Ende. Dieses hob der Meister mit der Zange auf und tauchte es in den Wasserbehälter, daß es nur so zischte. Dann legte ers wieder in die Glut, und als es glühend war, hämmerte er auf dem Amboß nur so dran herum, und unter der Hand entstand ein Kloben.

Zuletzt sagte der Vater: „Seht euch auch den Herrn Schmiedmeister an.“ Da mußte dieser lachen. Der Schmied hatte einen großen, ledernen Schurz an, sein Bart, der blond ist, hatte sich schwarz gefärbt, seine Augenlider waren auch schwarz. Und der Lehrling sah erst aus! Kein Mensch kann ihm nachsagen, daß er naseweis sei, denn er ist naseschwarz.

Nachdem wir uns bedankt hatten, nahmen wir Abschied und gingen zur Türe hinaus. Wir konnten es aber nicht lassen, nocheinmal herumzuschauen. Da sahen wir an den Fenstern der Schmiede den hellen Schein des Feuers. Das Klingen des Amboßes hörten wir noch, bis wir um die Straßenecke herum waren.

Anmerkung: Einige der Aufsätze unter II d, so Nr. 50, 55, 56, 65, 67, 68, sind aus weiter zurückliegender Vergangenheit in die näher liegende Vergangenheit oder die Gegenwart gerückt worden, um die Darstellung lebendiger zu gestalten. Sie sind aber darum nicht weniger lebenswahr. Es genügt in diesem Fall, den Kindern z. B. zu sagen: „Schreibt so, als ob ihr gestern Geburtstag gehabt hättet.“





III. Dichterische Produktionen.

a) Erzählungen.

78. Wo ist denn meine Wurst hingekommen?

Der Vater war vom Geschäft heimgekommen, um zu vespern. Die Mutter hatte ihm schon eine Wurst auf den Tisch gelegt. Er lief einigemal im Zimmer auf und ab. Doch nicht er allein war in der Stube, auch der Spitz war hereingeschlichen. Sogleich witterte er die Wurst und schaute überall herum. Endlich hatte er sie entdeckt. Schnell holte er sie, saß hinter den Tisch und verzehrte sie mit großem Appetit. Eben wollte sich der Vater setzen, als er merkte, daß seine Wurst nicht mehr da war. „Wo ist denn meine Wurst hingekommen?" rief er laut. Überall suchte er sie. Da sah er, wie Spitz mit großem Appetit sie unter den Zähnen verschwinden ließ. „Wart, du wüster Kerl, dir will ich!" rief er, indem er den Stock holte und den Hund so prügelte, daß er laut „wau, wau, wau" schrie. Er mußte jetzt zur Stube hinaus. Ein andermal vesperte der Vater wieder Wurst. Auch Spitz war da. Wie gern hätte er die Wurst gefressen; aber dann fielen ihm die Prügel wieder ein, mit denen er für seinen Diebstahl bestraft worden war.

79. Sieh, da hast du einen Fünfer, du darfst dir eine Milchbrezel kaufen.

1.

In einem Landstädtchen war einmal Prüfung. Da fragte der Herr Visitator: „In welchem Lande war Bismarck Reichskanzler?“ Die Kinder machten Gesichter hin, wie wenn sie wunder was wüßten und streckten die Hand in die Höhe. Da fragte der Herr Visitator: „Was meinst Du, Kleiner?“ „In Württemberg!“ rief dieser. „So, wer ist auch der Meinung?“ fragte der Herr Visitator weiter. Alle streckten die Hand in die Höhe und riefen: „Ich!“ Die Herren mußten lachen. Da stand plötzlich einer auf und sagte: „Nein, von Deutschland, Württemberg hat keinen Reichskanzler.“ Der Herr Visitator sprach: „So, das meine ich auch, das sollte man wissen.“ Tief beschämt saßen die andern da, über ihre Dummheit nachdenkend. Am Schluß der Prüfung rief der Herr Visitator den Knaben zu sich und sagte zu ihm: „Sieh, da hast du einen Fünfer, du darfst dir eine Milchbrezel kaufen.“ Hoch erfreut ging er heim und erzählte das seiner Mutter. Diese lobte ihn und sagte: „Du bist ein guter Junge, du machst uns doch Freude, lerne nur so weiter.“ Das freute den Knaben. Seine Milchbrezel freute ihn aber auch königlich, und sie schmeckte ihm vorzüglich.

2.

Einmal mußte die elfjährige Else einen Ausgang machen. Sie ging sehr ungern, denn es war ein weiter Weg. Als sie am Ziel angekommen war, war die Frau nicht da. Sie ging wieder heim und erzählte es ihrer Mutter. Die Mutter sagte: „Dann mußt du nächsten Mittwoch hin, da hast du ja keine Schule.“ Als der Mittwoch kam, ging sie wieder hin. Zum Glück war diesmal die Frau da. Als die Frau den Brief gelesen hatte, welchen die Mutter geschrieben hatte, sagte sie: „Ach, du armes Mädchen, jetzt hast du den Weg zweimal machen müssen, warte nur ein wenig.“ Nun ging die Frau ins Zimmer und langte in ihrem Geldbeutel einen Fünfer und ging wieder zu dem Mädchen hin und sagte: „Sieh, da hast du einen Fünfer, du darfst dir eine Milchbrezel kaufen.“ Nun sagte das Mädchen seinen Dank und ging fröhlich heim zur

Mutter. Als Else der Mutter den Fünfer gezeigt hatte, eilte sie zum Bäckerladen und kaufte sich eine Milchbrezel. Fröhlich verzehrte sie dieselbe.

80. Büeble, warum weinst?

1.

Es war ein Knabe. Dieser war armer Leute Kind. Es war gerade Ostern. Fast alle Kinder, welche er sah, hatten einen Osterhasen in der Hand und schleckten voller Vergnügen. Nur der arme Bursche hatte nichts. Er kam an ein Schaufenster, in welchem auch Osterhasen waren. Da konnte er die Tränen nicht mehr zurückhalten. Da kam ein Fräulein. Dieses fragte ihn: „Büeble, warum weinst?" Schüchtern sagte er: „Alle Kinder haben einen Osterhasen, bloß ich nicht. Meine Mutter ist so arm, daß sie mir keinen kaufen kann." Das Fräulein gab ihm zwanzig Pfennig und sagte: „Da hast was, gehe in den Laden und kaufe dir einen großen Hasen und sei jetzt still." Er kaufte sich einen und schleckte noch vergnügter als die andern Kinder.

2.

Robert war ein rechter Faulpelz. Was er tun sollte, war ihm zu viel. Man mochte sagen, was man wollte, es half nichts. Eines Tages sagte sein Vater zu ihm: „Robert, du kannst das gespaltene Holz auf die Bühne tragen." Robert sagte: „Das kann auch der Hans tun." „Weißt nicht, daß ich dir gestern gesagt habe, du sollst nicht alles auf den Hans schieben?" sagte der Vater. Robert gab keine Antwort, trotzig schaute er vor sich hin. Jetzt nahm der Vater den Stock und gab Robert eine tüchtige Tracht Prügel und sagte: „So, jetzt geh' hin, wo du willst." Weinend ging er fort, setzte sich auf die Bank vor dem Haus und weinte. Da kam ein Fremder, der fragte: „Büeble, warum weinst?" Robert gab keine Antwort. Der Fremde fragte wieder, da sagte Robert: „Weil i Hieb kriegt han." „Ja, warum denn?" fragte der Fremde weiter. „Das brauchst du net zwisse", erwiederte trotzig Robert. Der Fremde sprach: „Du bist ein trotziger Kerl, dir gehören Schläge," und lief weiter.

3.

In einer Stadt wohnten Bäckersleute. Diese hatten einen Sohn, der hieß Albert. Eines Tages ging er auf die Gasse und spielte

mit seinen Kameraden. Sie taten Anschlägerles. Albert mußte suchen. Seine Kameraden versteckten sich an einen schweren Platz. Er suchte sie, aber er fand sie nicht. Wo er nach ihnen suchte, fand er sie nicht. Einstweilen schlugen sich seine Kameraden an. Alberts Kameraden versteckten sich wieder. Diesmal fand er sie und sprang, um sie anzuschlagen, aber er fiel hin. Da kam ein Fremder und fragte ihn: „Büeble, warum weinst?“ Albert sagte: „Mir hent Anschlägerles do, no ben e na gefalle.“ Der Fremde sagte: „Mueßt net heule.“ Albert zeigte an seinem Knie, daß es aufgeschürft sei und sagte: „Das tuet so weh.“ Der Fremde sagte: „Deswege mueßt net heule*), des ischt nigs args, guck, i han en bösen Finger, der tuet weher, und i heul net.“

81. Vater, ich weiß was Schönes!

1.

Hans hatte die Hasen sehr lieb. Jeden Morgen schaute er nach ihnen. Eines Morgens schaute er nach ihnen. Was sah er da! Sechs niedliche Häschen lagen im Nest. Nun hatte er noch eine größere Freude. Schnell sprang er zu seinem Vater und sagte: „Vater, ich weiß dir etwas Schönes.“ „Ja, sag mir's doch“, entgegnete der Vater. Hans sagte: „Du mußt raten“. Lächelnd sagte der Vater: „Dürft ihr etwa einen Spaziergang machen?“ „Etwas Schöner's ist's“, sagte Hans. Der Vater sagte noch mehr, konnte es aber nicht erraten. Endlich sagte Hans: „Denk dir nur, der alte Scheck hat sechs Junge gebracht.“ „Was, ist das wahr?“ rief freudig der Vater. Nun gingen sie schnell in den Hasenstall und richtig, sechs herzige Häschen lagen im Nest. Jetzt freute sich auch der Vater mit Hans. Hans nahm eins und zeigte es seiner Mutter. Auch diese hatte eine Freude. Von jetzt an ging Hans noch gerner in den Hasenstall.

2.

Albert ging heute morgen vor die Stadt hinaus. Da sah er eine Karussel. Er sprang nun voller Freude heim und erzählte es seinem Vater und sprach: „Vater, bekomme ich am Sonntag drei Pfennig, daß ich Karussel fahren kann?“ Der Vater sprach: „Ja freilich, du bekommst drei Pfennige.“

*) weinen.

82. Ich wollte mich schier zu tot lachen.

1.

Es war eine Bäckersfamilie. In dem Haus, in dem sie wohnten, gab es Mäuse. Die Leute legten sich zur Ruhe, denn es war schon spät. In der Nacht schlich sich eine Maus in des Bäckers Hosen, um sich auch zur Ruhe zu legen.

Es war Morgen. Der Bäcker stand auf und zog sich an. Als er die Hosen anzog, da sprang ihm die Maus am Fuß hinunter. Als er das Gekitzel spürte, schrie er vor Schrecken. Da sprang auch schon die Maus zur Hose hinaus. Die Bäckersfrau war noch im Bett. Als sie ihren Mann schreien hörte, erschrak sie und schrie auch. Da schrieen beide zusammen. Die Frau schrie immer: „Was hast, was hast?" „A Maus war in meiner Hos," sagte der Bäcker, „i ben elend*) erschrocke". Nach einer Weile mußten sie lachen über ihr Geschrei.

Am andern Morgen erzählte die Bäckersfrau diese Mausgeschichte ihrer Hausfrau und sagte dabei: „Ich mußte mich schier zu tot lachen, als der erste Schrecken vorbei war."

2.

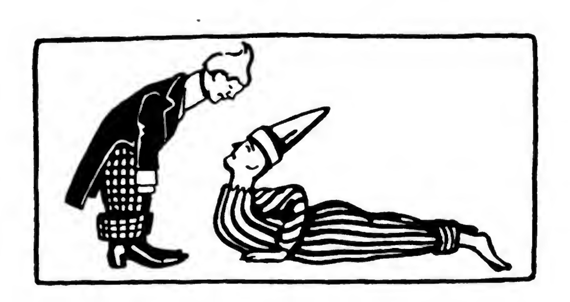
In einer Stadt hatte ein Seiltänzer sein Seil ausgespannt. Alles schaute ihm zu. Am meisten freuten sich die Leute über den dummen August. Der Seiltänzer sagte: „August, bring mir ein Glas Bier." Der August ging und holte ein Glas Wasser. Als er kam, sagte er: „Da haben Sie Schnaps, das ist besser als Bier." Der Seiltänzer sagte: „Ja, dann bekomme ich einen Rausch." Jetzt brachte August ein Glas Bier, er trank das Glas halb aus und sagte: „Ich bin gestolpert, und da habe ich das Bier verschüttet, wenn Sie aber etwas übrig lassen, so bekomme ich den Rest." Der Seiltänzer sagte: „Ja, den kannst du haben." Er bekam ihn auch.

Der Seiltänzer sagte: „Bring mir den Tanzmeister." August sagte: „Sie sind ja selber mein Tanzmeister." Der Seiltänzer sagte: „Ich brauche ihn, nicht du." August ging und holte den Tanzmeister**).

Der dumme August sagte, es sollen einmal sechs Knaben hereinkommen. Es kamen sechs Knaben. Sie mußten sich alle auf einen

*) furchtbar. **) Balancierstange.

Stuhl setzen und ihre Kittel abgeben. Der dumme August machte nun Dummheiten mit ihnen, und die Frau des Seiltänzers nähte ihnen unterdessen Ärmel und Taschen an ihren Kitteln zu. Nun war der dumme August fertig, und die Knaben gingen hin und holten ihre Kittel. Der dumme August sagte: „Wer zuerst seinen Kittel anhat, bekommt zehn Pfennige." Die Knaben zogen so schnell als sie konnten ihre Kittel an; aber keiner kam hinein. Der August sagte: „Ihr seid zu dumm, eure Kittel anzuziehen, macht, daß ihr fortkommt." Ich mußte mich damals schier zu tot lachen.



83. Mutter, der Hannesle hat mir mei Butterbrot gnomme!

1.

Adolf hatte Holz getragen. Voller Freude, daß er jetzt fertig sei, sprang er zu seiner Mutter und sprach: „Mutterle, jetzt be i fertig, gelt, i be fleißig gwe."*) „Ja freilich", sagte die Mutter, „du bist mei großer Knecht." Adolf aber wollte etwas und sagte: „Ja woischt', i möcht ebbes."**) Die Mutter gab ihm ein Butterbrot und sprach: „Do sitz he und iß, sonst wenns der Hannesle sieht, will er au oes." Adolf schaute zum Fenster hinaus, und als er

*) nicht wahr, ich bin fleißig gewesen. **) Ja, weißt du, ich möchte etwas.

seinen Bruder nicht sah, dachte er: „Der Hannesle ist ja nicht da, ich darf schon hinunter.“ Er ging auf die Gasse und aß ganz profitlich von seinem Butterbrot. Ja, ja, von weitem sah man schon den Hannesle kommen. Er lief zu Adolf und sagte: „Gib mer au vo deim Butterbrot.“ „Jo, do wär i domm,“ entgegnete Adolf. Der Hannesle nahm Adolf das Brot und lief davon. Adolf lief weinend zur Mutter und sagte: „Mutter, der Hannesle hat mir mei Butterbrot gnomme.“ „So geht's,“ sagte die Mutter, „wenn mer net folge will, wärst do bliebe, no hättst dei Brot alloe*) esse dürfe!“

2.

Die Hofbäuerin hatte drei Kinder, Max, Liesel und Hannesle. Max war sechs Jahre alt und Hannesle zehn. Eines Tages mußte die Mutter fort. Da sagte sie: „Hannesle, du gehst fein in die Schule und du, Max, hütst dein Lieschen gut, kannst mit ihm in den Garten gehen.“ Die Mutter ging, und die beiden taten, was sie angewiesen waren. Als die Mutter kam, sprang Max zu ihr hin und sagte: „Mame, gib mer a Butterbrot, guck, i han 's Liesele so guet ghüetet.“ „Ist des wahr?“ fragte die Mutter, „no kriegst a Butterbrot.“ Die Mutter schaute nach dem Lieschen und sagte zu Max: „Du bist halt mei Kindsmägdle, wenn e di net hätt, no wär's gfehlt.“ Die Mutter strich ihm ein Butterbrot und sagte: „So, do bleib, daß es der Hannesle net sieht, sonst will er au eins.“ Aber Max ging doch auf die Gasse und aß sein Butterbrot mit Behagen. Da kam Hannesle von der Schule. Er sagte ganz roh: „Gib mir dei Butterbrot! wo hasts überhaupt her? wärst jo 's Mamekendle**) net!“ Erschrocken stand Max da und regte sich nicht. Hannesle riß ihm das Brot heraus und lief fort. Heulend lief Max zur Mutter und sagte: „Mutter, der Hannesle hat mir mei Butterbrot gnomme.“ Die Mutter sagte: „Des gschieht der recht, wenn net still bist, kriegst Hieb, worom hast mer net gefolgt!“

3.

Der sechsjährige Ernst mußte einmal seine kleine Anna hüten, weil die Mutter auf dem Markt war, um Eier zu kaufen. Ernst paßte sehr auf, daß Annale ja nicht zum Wagen hinausfalle. Als

*) allein. **) Muttersöhnchen.

seine Mutter vom Markt kam, sagte er: „Gelt, Mutter, i krieg*) a Butterbrot, weißt, i han so gut aufs Annale aufpaßt." „Du bist amol**) a Kerle, du willst a Butterbrot? Ha no, i gib der oes***), hast au so gut aufs Annale aufpaßt", sagte die Mutter und strich ihm ein Butterbrot. „Da hast du's, tust's aber da esse." Ernst gehorchte nicht, ging hinunter und stand ganz stolz vors Haus hin. Da kam des Nachbars Hans und sagte: „Geb mer doch au a Bröckele." Ernst sagte: „Selber esse macht fett, zugucke ist nett." Hans sagte: „Des wird dir nigs schade, wenn du e Bißle hergibst, du bist halt recht geizig." Schnell fuhr Hans nach dem Butterbrot und sprang fort. Das wollte sich Ernst nicht gefallen lassen, weinend lief er zur Mutter und sagte: „Mutter, der Hans hat mei Butterbrot gestohle und gesse." Da sagte die Mutter: „Han i dir net gsagt, du sollst hobe†) bleibe? des geschieht der recht!"

84. Ja, ja, du kommst schön heim!

Ernst ging auf die Gasse und spielte mit seinen Kameraden. Sie taten Fangerles. Ernst mußte fangen. Es war gerade Regenwetter, und man konnte leicht ausrutschen. Ernst wollte die anderen fangen. Aber o weh, er glitt aus und fiel in den Dreck. Er heulte, denn seine Kleider waren ganz schmutzig, und ging zu seiner Mutter. Seine Mutter sagte: „Ja, ja, du kommst schön heim", und fragte: „Ja Bua, was hast denn agstellt?"††) Ernst sagte: „Mir hen Fangerles do, und no ben i ausgrutscht." Seine Mutter schimpfte ihn und sagte: „Em Regewetter tut mer au net Fangerles und bei so me Dreck, wie heut." Die Mutter wusch ihm seine Kleider, und Ernst mußte ins Bett. Am andern Morgen waren seine Kleider noch nicht trocken, und Ernst mußte im Bett bleiben, bis sie trocken waren.

85. Komm, Schlingel, dir spann ich die Hosen!

Karl ist ins Wasser gefallen und ist ganz naß. Er mag nicht heim, denn er weiß: „Ich bekomme eine Strafe." Er heult sehr und geht zu einer Nachbarsfrau, um seine Kleider zu trocknen. Es wird Abend, und die Kleider sind noch nicht trocken. Karl geht

*) bekomme. **) einmal. ***) Nun ja, ich gebe dir eines. †) oben. ††) Ja Bube, was hast du denn angestellt?

ganz verdattert heim und setzt sich ganz ruhig hin, während er am Abendessen sonst immer lustig war. Das fiel dem Vater auf, und er sprach: „Karl, komm einmal daher." Karl kam ganz verdattert*) zu ihm hin. Der Vater rührte seine Kleider an und spürte, daß sie naß waren. Er fragte: „Warum bist du so naß?" Karl gestand: „Ich bin in den Bach gefallen." Der Vater sprach: „So, so, komm nur gleich!" und spannte ihm die Hosen. „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht an den Bach gehen?"

86. Wenn i die verwisch!

An einem schönen Junitage ging Fritz mit einigen seiner Kameraden in des Nachbars Garten. Dort wuchsen schöne Brestlinge, Träublein, Stachelbeeren und vor allem schöne, schwarze Kirschen. Zuerst mußte Fritz auf den Baum und Kirschen pflücken, soviel die unten essen konnten. Als sie genug hatten, durfte auch er essen. Unterdessen beschäftigten sich die andren mit Träubleinessen. Fritz aß ruhig seine Kirschen auf dem Baum. Jetzt hatte er genug. Nichts hörte er mehr von seinen Kameraden, da schrie er auf einmal: „August, komm, breng d' Loeter, daß i ronter ka." Aber, anstatt daß August kam und half, kam der alte Nachbar Hansjörg und schrie: „Wer isch do hoba?" Fritz stieg schnell vom Baum herunter und sprang durch den Garten, so schnell ihn seine Füße trugen, davon. Nachbar Hansjörg aber sah das und schrie zornig: „Ja, i kenn de gut, du bischt's Luckerts Fritz, wenn i di verwisch, schlag de o'gspitzt**) en Bode nei!" Hansjörg hat aber bis heut 's Luckerts Fritz noch nicht in den Boden hineingeschlagen.

87. Wart no, i sags deim Vadder!

In einem Dorfe wohnte ein alter Mann. Er wurde von jedermann der I-Hannes geheißen. Diesen Namen hatte er schon von Jugend auf. Als er noch klein war, und man ihn fragte, wie er heiße, sagte er immer: „I-Hannes." Deshalb behielt er diesen Namen. Eines Tages saß dieser I-Hannes vor seinem Hause und trank ein Glas Most. Nichts bekümmerte ihn eben. Als er da das Glas zum Munde führte, um den letzten Schluck zu nehmen, hörte

*) zitternd, zaghaft. **) ungespitzt.

er seinen Spitznamen rufen: „J=Hannes, J=Hannes!“ Vor Ärger setzte er sein Glas ab und horchte. Da hörte er noch einmal: „J=Hannes, J=Hannes!“ Zornig ergriff er einen Prügel, sprang hinter den Schopf, denn er dachte, da werde der Ruf herkommen. Richtig! da sprangen zwei Knaben über seinen Garten, welche er auch sogleich erkannte. Es waren die zwei Söhne des Nachbars, Wilhelm und Karl. Er sprang ihnen zwar nach, doch als er sie nicht fangen konnte, rief er ihnen nach: „Wartet no*), i sags eurem Dadder!“ Am andern Tag kam J=Hannes und erzählte dem Nachbar Wilhelm, wie ihn seine Buben beschimpft hatten. Wilhelm und Karl bekamen ordentlich Schläge, dazu mußten sie zu J=Hannes gehen und um Verzeihung bitten. Das war für sie ein saurer Gang, sie hätten lieber noch einmal Schläge ausgehalten. Von da an beschimpften sie den alten J=Hannes nicht mehr.

88. Warum heult denn der Peter so?

Als eine Bauernfrau das Mittagessen kochte und das Fleisch hinrichtete, ging sie geschwind in die Stube und schaute, wieviel Uhr es sei. Der Peter fuhr nach dem Fleisch und warf den Teller herunter. Da kam die Bäuerin und sah das. Sie rief: „Wart, du elender Peter!“ Sie langte den Kehrwisch und schlug den Peter recht durch. Er heulte nun jämmerlich. Da kam der Bauer herauf und fragte: „Warum heult denn der Peter so? man meint ja, man habe ihn am Messer.“ Die Bäuerin sagte: „Er hat Fleisch stehlen wollen und hat ein Teller kaputt gemacht, und ich hab' ihm das Nötige gegeben.“ Von dort an ließ sich der Hund nicht mehr in der Küche sehen.

89. Du sollst nicht stehlen!

In einem Dorfe wohnte ein Mann, welcher schon von Jugend auf stahl; er war auch schon einigemal ins Gefängnis gekommen. Eines Tages ging er auf den Acker seines Feindes, um Kartoffeln zu stehlen. Er nahm einen Sack und einen Karst mit. Er lief wie sonst durch die Stadt, und man merkte ihm auch gar nichts an. Auf dem Acker angekommen, riß er Stöcke heraus und hackte die Kartoffeln vollends heraus. Als er schon etwa einen Viertelssack voll

*) nur.

hatte, traf er fehl und hieb sich in den Fuß; der Karst ging ziemlich tief hinein. Er leerte nun gleich seinen Sack aus und ging heim. Als er daheim angekommen war, mußte er einige Wochen ins Bett. Solange er im Bett war, sagte ihm sein Gewissen immer: „Du sollst nicht stehlen!"

90. Das Puppenmütterchen.

1.

Ein kleines Mädchen namens Luise hatte ein paar Puppen. Eine davon hatte sie besonders gern. Wenn sie Lust zum Spielen hatte, nahm sie ihren Liebling hervor und spielte mit ihm. Sie sagte zu ihm: „Komm, Kind, ich will dich sauber waschen und kämmen, daß ich mit dir spielen kann." Sie zog die Puppe aus und wusch sie ganz sauber. Als das geschehen war, nahm sie die schmutzigen Kleider, wusch sie auch und trocknete sie an der Sonne. Als sie trocken waren, hatte sie eine große Freude, und sie zog ihre Puppe gleich wieder an. Jetzt konnte sie erst mit ihr spielen. Sie sagte zu ihr: „Gelt, Mausele, jetzt bist du aber schön, komm, kriegst a Küßle." Die Puppe ließ sich das alles gefallen. Die Luise tat auch Schullehrerles mit ihrer Puppe. Sie fragte sie: „Was ist eins und eins?" Die Schülerin aber sagte kein Wort. Da bekam sie eine kleine Ohrfeige. Als der Tag herum war und Luise in ihr Bettlein mußte, konnte sie sich nicht von ihrem Liebling trennen. Sie nahm ihn mit ins Bett und wickelte ihn gut ein.

2.

Die kleine Trude war eine echte Puppenfreundin. Wo sie ging und stand, hatte sie eine Puppe im Arm. Sie wollte sie sogar öfters in die Kirche nehmen, aber es wurde ihr nicht erlaubt. Wenn die Nähterin im Hause war, hatte sie eine sehr große Freude, weil sie dann Puppenflecke haben konnte. Einmal war ihre Puppe krank, da holte sie ihren Bruder, den Herrn Doktor, und sagte zu ihm: „Ach, Herr Doktor, mein Kind ist krank, was fehlt ihm denn?" Der Herr Doktor untersuchte das Kind und sagte: „Ja, Ihr Kind ist bedenklich erkrankt, es hat rote Flecken. Stecken Sie es fest ins Bett und füllen Sie eine Bettflasche." Trude tat nach den Angaben des Arztes, und ihre Puppe wurde gesund. Einmal hatte Trude Wäsche. Da

vergaß sie ganz ihre Puppe. Sie hatte dieselbe im Garten unter einen Träublesstock gesetzt. Es regnete, und die gute Puppe wurde durch und durch naß. Als das Trude sah, weinte sie heftig und sagte es ihrer Mutter. Die Mutter warnte sie und sagte: „Du darfst mit deinem Kinde nicht so unvorsichtig sein.“

91. Ein Hauptspaß.

1.

Das liebe Osterfest war gekommen. Zum Glück war schönes Wetter, denn sonst hätte man ja dem Friederle den Hasen nicht verstecken können. Als es Mittag geworden war, gingen die Eltern mit Friederle in den Wald. Die große Schwester war schon fort. Als sie am Waldesrand waren, sprachen die Eltern zu Friederle: „Da bleib sitzen, wir wollen schauen, ob der Has schon gelegt hat.“ Nach einer Weile kamen sie zurück und riefen: „Gackgack, gackgack, der Has hat glegt, hunderttausend Eile.“ Friederle sprang auf, fand aber lange kein Nestchen. Während er so suchte, jagte er einen Hasen auf. Er wollte ihn fangen, aber das Häschen sprang zu schnell. Seine Eltern sagten: „Da such, da wird er gelegt haben.“ Friederle suchte. Endlich schimmerte aus einem Busch etwas Schönes heraus. Er ging hin und schrie: „Da hat er glegt, gelt, i hans gwißt.“ Schnell packte er alles in ein Körbchen und trug's heim. Unterwegs sagte er immer: „J han da Osterhas gseh, der ist anders gsätzt.“*) Seine Eltern mußten recht lachen. Zu Hause erzählten sie diese Begebenheit ihren Bekannten und sagten: „Nicht wahr, das ist doch ein Hauptspaß.“ Friederle aber war noch lange hocherfreut, daß er den Osterhasen gesehen hatte.

2.

Da letzthin war auch der Kaminfeger wieder da und putzte das Kamin aus. Seine Leiter ließ er einstweilen unten am Haus stehen. Jch und meine Freundin Klara sahen das. Da sagte ich zu ihr: „Komm, wir benützen die Gelegenheit und tragen ihm die Leiter fort, daß er nicht weiß, wo sie ist.“ Klara war gleich mit einverstanden. Wir trugen die Leiter mit großem Gelächter hinter das Haus und sagten: „Da kann er lange suchen, bis er sie wiederfindet.“

*) hat Sätze gemacht.

Dann gingen wir hinauf. Kaum waren wir in der Stube, da kam auch schon der Kaminfeger herunter. Wir gingen an das Fenster, um zu sehen, was er mache, wenn er seine Leiter nicht mehr fand. Als er fort wollte, war seine Leiter nicht mehr da, und er fand sie auch nicht. Da schimpfte er. Wir aber lachten aus vollem Halse. Endlich ging ich hinunter, stellte mich ganz unschuldig und fragte: „Warum schimpfen Sie so, suchen Sie etwas?" Er sagte: „Ja, da hat mir jemand einen Possen gespielt und hat mir meine Leiter weggetragen, und ich finde sie nicht mehr." Ich sagte: „Vorhin sah ich zwei Mädchen Ihre Leiter forttragen und dann lachend davonspringen." Ich half ihm nun beim Suchen und fand die Leiter hinter dem Hause. Der Kaminfeger dankte mir und ging weiter. Als ich wieder in die Stube kam, sagte Klara: „Das war ein Hauptspaß."

92. Am Automaten.

Fritz: „Max, ich habe von der Tante 20 Pfennige bekommen."
Max: „Laß sie einmal sehen."
Fritz, das Geld zeigend: „Da ist es, sieh her."
Max: „Was fängst du mit dem Geld an?"
Fritz: „Die Tante sagte, ich dürfe mir etwas kaufen."
Max: „Was kaufst du dir?"
Fritz: „Ich kaufe mir eine Mundharfe."
Max: „Darf ich auch mit derselben spielen?"
Fritz: „Ja, du darfst auch."

Fritz geht in den Laden, fragt nach einer Mundharfe, kommt aber, weil keine um diesen Preis da ist, bald wieder heraus.

Max: „Fritz, hast du keine?"
Fritz: „Nein."
Max: „Was kaufen wir dann, ein Messerchen?"
Fritz: „Nein, das kaufe ich nicht, das wird so bald kaputt."
Max: „Fritz, eine Knallbüchse oder eine Spritze."
Fritz: „Nein, das auch nicht, wir kaufen Schokolade."
Max: „Ja, wo denn, Fritz, beim Konditor Seiz, beim Kreh oder beim Konditor Sommer?"
Fritz: „Nein, im Automaten vom Kaufmann Dobler."
Max: „Du hast recht, Fritz, da gehen wir hin."

Fritz und Max gehen hin, unterwegs sprechend.

Fritz: „Das ist ein ganz seltsamer Automat."

Max: „Ja, ich habe ihn schon gesehen, es ist ein Dachshund, der ein Männchen macht, und wenn man 10 Pfennig hineinwirft, so bellt der Hund, und es kommt etwas heraus."

Jetzt stehen sie vor dem Automaten und sehen ihn an.

Fritz: „Ich will einen Zehner hineinwerfen, sieh, da steht Schokolad, Einwurf 10 Pfennig."

Fritz wirft den Zehner hinein, der Hund bellt, und es fällt eine Schokoladtafel heraus. Nun ein Gelächter.

Max: „Fritz, ich darf den andern Zehner hineinwerfen."

Fritz: „Ja, das darfst du."

Er wirft den Zehner hinein, der Hund bellt, und noch eine Schokoladtafel fällt heraus. Freudig gehen sie weg.

Max: „Sollen wir die Tafeln gleich aufmachen?"

Fritz: „Nein, wir gehen heim und zeigen sie der Mutter."

Max, daheim angekommen: „Mutter, da sieh her, wir haben uns am Automaten vom Herrn Dobler 2 Schokoladtafeln herausgelassen, Fritz hat von der Tante 20 Pfennige bekommen, und sie hat gesagt, er dürfe sich etwas kaufen."

Mutter: „Ach, das sind einmal schöne Dinger, wie sie so ein schönes Silberpapier um sich herum haben."

Fritz: „Als wir das Geld in den Automaten warfen, bellte der Hund, und die Schokoladtafeln kamen heraus."

Mutter: „So, Kinder, laßt euch die Schokolade nur recht schmecken."

Max: „Sollen wir die Tafeln gleich aufmachen, Mutter?"

Mutter: „Wie ihr wollt."

Fritz: „Ich mache meine Tafel auf, Mutter, aber du bekommst auch etwas davon."

Fritz macht seine Schokoladtafel auf.

Mutter: „O nein, behalte sie selber."

Fritz: „O Mutter, Max, da schauet her, bei meiner Tafel ist ein Bildchen gewesen, da ist Dornröschen darauf, o wie ist das schön."

Max macht sein Täfelchen auch auf.

Max: „Fritz, ich habe auch ein Bildchen, so ein schönes, da spielen Kinder mit einem Schneemann, der hat einen Besen in der Hand und einen Wassereimer auf dem Kopf als Hut."

Fritz: „Aber Mutter, ein bißchen willst du doch, da hast du ein Versucherle."

Mutter: „Ich danke — die Schokolade ist aber gut."

Die Kinder verzehren jetzt die Schokolade und sind zufrieden, daß die Mutter die Schokolade versucht hat und können sich nicht genug freuen über die Schokolade und über die Bildchen.

93. Palmkätzchen.

(Rätsel.)

Wilhelm: „Frieder, komm wir holen im Wald Kätzchen."

Friedrich: „Im Wald hat es doch keine Kätzchen."

Wilhelm: „Doch, draußen im Hohräusch weiß ich einen Platz, da hat es Kätzchen."

Friedrich: „Haben sie dort ihr Nest?"

Wilhelm: „O, sie haben kein Nest, sie leben auf Bäumen."

Friedrich: „Fallen sie denn nicht herunter?"

Wilhelm: „O nein, sie können nicht fallen, denn sie sind angewachsen."

Friedrich: „O Wilhelm, du scherzst, das kann nicht sein."

Wilhelm: „Doch, doch, mit meinen Kätzchen ist es so, wie ich gesagt habe."

Friedrich: „Dann sag', wie sehen die Kätzchen aus?"

Wilhelm: „Meine Kätzchen sind zum Teil schneeweiß, andere sind gräulich oder bläulich, und wenn man sie anrührt oder streichelt, sind sie ganz sammetweich."

Friedrich: „Was macht aber die Alte, wenn wir ihre Kätzchen nehmen, kratzt sie nicht?"

Wilhelm: „Sie haben keine Alte, und sie können auch nicht kratzen, denn sie haben keine Krallen."

Friedrich: „Dann können sie auch nicht saugen, wenn keine Alte bei ihnen ist?"

Wilhelm: „Sie brauchen nicht zu saugen, auch nichts zu fressen, auch sind sie so klein, daß ich zwanzig in meine Westentasche stecken könnte."

Friedrich: „Jetzt glaub ich's erst recht nicht, denn Kätzchen, die so klein sind und die nichts zu fressen brauchen, gibt es nicht, du lügst mich an, gesteh's nur gleich."

Wilhelm: „Doch, du darfst es gleich sehen, es ist wahr."

Friedrich: „Wenn wir Kätzchen heimbringen, dann schimpft die Mutter."

Wilhelm: „Sie schimpft nicht, es freut sie sogar, wenn wir solche Kätzchen bringen, denn man stellt sie auf die Kommode, und sie machen nichts wüst."

Friedrich: „So, Wilhelm, jetzt weiß ich, was du meinst, du meinst die schönen Palmkätzchen."

Wilhelm: „Ja, Friedrich. Wollen wir nicht fortgehen und Palmkätzchen holen? damit können wir der Mutter eine Freude machen."

Friedrich: „Komm nur, wir gehen gleich."

94. Wurstladen der Frau Haselnuß.

(Rätsel.)

Karl: „Du, Otto, ich weiß im Wald einen Wurstladen."

Otto: „Wo ist er denn, das kann doch gar nicht sein."

Karl: „Doch, draußen im Haselstein, ganz außen am Wege ist der Wurstladen."

Otto: „Wem gehört der Wurstladen?"

Karl: „Der Frau Haselnuß."

Otto: „Komm, wir gehen hinaus und sehen den Laden an."

Karl: „O, ums Ansehen gehe ich nicht hinaus, denke, wir dürfen ohne Geld Würstlein holen, so viel wir nur wollen."

Otto: „Dann gehen wir gleich und holen Würstlein und bringen der Mutter auch ein paar mit."

Karl: „Aber weißt, Otto, wir können nicht hinauflangen, die Frau hat ihre Würstlein auf einen Baum gehängt."

Otto: „Dann steigt man hinauf."

Karl: „Kannst du klettern?"

Otto: „Nein, aber dann steigst du hinauf, du kannst klettern."

Karl: „Dann bricht der Baum, er ist ganz dünn."

Otto: „Wir nehmen einfach einen Bohnenstecken mit und schlagen die Würstlein herunter."

Karl: „Das dürfen wir nicht."

Otto: „Dann sagen wir zu Frau Haselnuß, sie soll uns Würstlein geben."

Karl: „Das können wir nicht, Frau Haselnuß kann nicht reden und hört auch nicht. Ja, sie trägt ihre Würstlein selber auf ihren vielen Armen."

Otto: „Karl, jetzt weiß ich's, du hast mich für Narren gehabt, die Würstlein sind die am Haselnußstrauch."

Karl: „Otto, wir wollen jetzt hinausgehen und Würstlein holen, dann spielen wir, du bist Frau Haselnuß, und ich komme und kaufe Würstlein um Kieselbatzen."

95. Das Maiglöckchen.

(Rätsel.)

Karl: Wilhelm, komm, wir gehen in den Wald und holen Glöckchen."

Wilhelm: „Im Wald gibt es doch keine Glocken, nur an der Haustüre und auf dem Kirchturm."

Karl: „Ja weißt, diese Glocken läuten nicht."

Wilhelm: „Dann sind ja die Glocken kaputt, oder ist es am Ende gar nicht wahr, was du sagst."

Karl: „Doch, es ist wahr, und die Glocken sind sogar ganz neu, und sehen schön weiß aus."

Wilhelm: „O Karl, das kann ich nicht glauben, du willst mich anlügen, wie schon einmal, weiße Glocken? Die Glocken sind doch gelb, das weißt du doch auch, und läuten tun die Glocken auch nicht?"

Karl: „Ja, die Glöckchen wachsen sogar."

Wilhelm: „Dann würde doch des Nachbars Hausglocke auch wachsen, wenn diese Glocken wachsen, aber sie ist immer gleich groß."

Karl: „Ha, du solltest nur wissen, welche Glocken ich meine, sie riechen und haben Blätter."

Wilhelm: „Karl, du lügst mich an, daß ich schwarz werde, — doch halt, sind das nicht die Maiglöckchen? Karl, diese sind's, sie riechen und haben Blätter!"

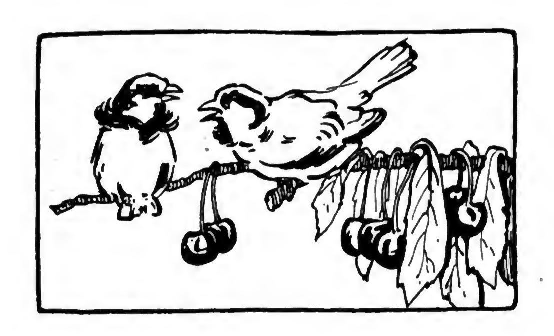
Karl: „Jetzt hast du's erraten."

Wilhelm: „Karl, jetzt holen wir gleich einen Strauß Maiglöckchen, dann stellt ihn die Mutter auf die Kommode."

96. Zwiegespräch zweier Kinder vor dem Christtag.

Hans: „Liesele, jetzt ist bald der Christtag!“
Liesele: „Ja, ich freue mich schon lange darauf!“
Hans: „Hast du deinen Wunschzettel schon geschrieben?“
Liesele: „Ja, ich habe mir ein Puppenwägelchen mit einer Puppe gewünscht.“
Hans: „Und ich einen Helm, einen Säbel und ein Gewehr.“
Liesele: „Ich hätte gern eine Puppenstube gehabt, aber meine Mama sagte, ich sei noch zu klein.“
Hans: „Ist bei dir auch schon das Christkindchen gewesen?“
Liesele: „Ja. Als ich gestern abend im Bett war, ging das Fenster auf in der Stube, und ein ganz feines Stimmlein fragte: „Ist das Liesele auch brav?“ Meine Mama sagte: „Ja, meistens.“
Hans: „Zu mir kam gestern abend der Pelzmärte, er klopfte mich tüchtig aus, aber nachher bekam ich einige Nüsse von ihm.“
Liesele: „Als meine Mama gestern abend aus der Stadt kam, sagte sie, sie habe das Christkindchen gesehen, es bringe mir etwas Schönes.“
Hans: „Ich kann's fast nicht mehr erwarten, bis das Christkindchen kommt.“
Liesele: „O, wenn's nur schon morgen Christtag wäre!“





b) Personifizierungen aus der Natur (Fabeln).

97. Ankunft der Schneeflocken.

Vorbereitung.

L.: Seht nur das Treiben der Schneeflocken! Sch.: Die fliegen durcheinander! L.: Das freut euch natürlich königlich. Sch.: Ja. L.: Ob sich die Schneeflocken wohl auch freuen? Sch.: Man meint es. Sie sind lustig, darum springen sie so durcheinander. L.: Sind denn die Schneeflocken lebendig? Sch.: Nein, aber man meint, sie seien lebendig. L.: Wollen wir nicht annehmen, die Flocken seien lebendig, sie könnten reden, sie könnten denken, sich freuen usw., gerade so, wie die Menschen? Die Sch. sind zunächst etwas überrascht, bald aber wächst die Begeisterung. L.: Wir nehmen an, die Schneeflocken seien lebendige Wesen!

L.: Woher kommen die Schneeflocken wohl? Sch.: Aus kälteren Ländern. L.: Was bewog sie, ihre Heimat zu verlassen? Sch.: Sie wollen eine Reise machen. L.: Warum reisen sie? Sch.: Sie wollen die Welt sehen. L.: Sie scheinen die ganze Nacht in der Luft geflogen zu sein. Ob sie wohl viel sahen? Sch.: Nur Sterne, es war ja Nacht. L.: Als es Tag wurde, flogen sie eben über Winnenden

hin. Was sagten sie da wohl zueinander? Sch.: „Kommt, wir wollen sehen, was das da unten ist.“ L.: Was sie wohl Verlockendes fanden? Sch.: Sie sahen Häuser, Türme, Straßen. L.: In der Frühe sind aber die Straßen öde und leer, das ist für die Schneeflocken nichts Anziehendes. Vielleicht waren die Straßen auch schon etwas belebt, als die Flocken kamen. Wodurch kommt denn am frühesten Leben in die Straßen? Sch.: Durch die Milchfuhrwerke. L.: Was machten die Flocken wohl, wie sie dieselben sahen? Sch.: Sie setzten sich auf Pferde und Wagen und fuhren mit. L.: Aber alle konnten nicht mitfahren, was trieben die anderen unterdessen? Sch.: Sie schauten sich die Stadt an. L.: Wohin schauten sie wohl auch? Sch.: In die Wohn- und Schlafzimmer. L.: Was sahen sie da? Sch.: Die Leute steckten noch in den Betten. L.: Aber doch nicht alle. Sch.: Erwachsene waren in den Wohnzimmern schon auf. L.: Ob diese die Schneeflocken gleich kommen sahen? Sch.: Ja. L.: Was sagten sie wohl? Sch.: „Es schneit, es schneit!“ L.: Ob das die Langschläfer, die Kinder, wohl hörten? Sch.: Die sprangen flink aus ihren Bettlein, schauten zum Fenster hinaus und riefen auch: „Es schneit, es schneit!“ L.: Und dann schneller als sonst: angezogen und auf die Gasse hinunter! Sch.: Ja, die Kinder sprangen ganz närrisch unter den Flocken herum. L.: Was da die Flocken unter sich sagten? Sch.: „Die Kinder freuen sich über uns. Wollen wir nicht bei den fröhlichen Kindern bleiben und mit ihnen spielen? Das ist aber nett.“ L.: Sie schlossen auch gleich Freundschaft mit den Kindern, sie sprangen mit ihnen um die Wette. Viele wurden sogar ganz zutraulich. Sch.: Sie setzten sich auf die Kinder. L.: Das viele Springen ermüdet aber. Wurden die Flocken nicht müde? Sch.: Doch. L.: Wohin setzten sie sich dann? Sch.: Auf den Boden, die Dächer, die Türme, die Bäume, überall hin. L.: Wurden sie da von den Kindern nicht getreten? Sch.: Doch. L.: Was machten die Flocken? Sch.: Sie schrieen. Sie seufzten. L.: Aber weh tut's ihnen ja nicht, sonst würden sie davonspringen. Was lassen sich die Flocken sonst noch gefallen? Sch.: Sie lassen sich ballen, sie lassen den Schlitten über sich fahren. L.: Die Flocken bleiben aber nicht immer sitzen. Was tun die, die auf den Dächern oder Bäumen sitzen? Sch.: Sie springen wieder herunter und spielen wie vorher, bis sie wieder müde sind. L.: Die werden so lange

springen, bis sie nicht mehr können! Sch.: Das ist gerade recht, dann bleiben sie lange da!

L.: So, jetzt erzählt, wie die Schneeflocken nach Winnenden kamen.

Ausführung.

Die Schneeflocken haben sich heute nacht ausgedacht, wieder eine Reise um die Erde zu machen. In großen Scharen fliegen sie in der Luft und schauen die Welt an. Wo ihnen ein Plätzchen geschickt paßt, lassen sie sich nieder. In Winnenden muß es ihnen besonders gut gefallen, denn sie setzen sich in Massen bei uns auf die Dächer, auf die Bäume, auf die Kirchtürme und überall hin. Als die ersten kamen, war es noch etwas Nacht. Sie sagten: „Wir wollen doch sehen, was da unten ist," und flogen in die Stadt. Da sahen sie die Milchfuhrwerke. Viele von ihnen setzten sich auf Wagen und Pferde und fuhren oder ritten. Andere schauten zu den Fenstern hinein und sagten: „Ach, da schauen die herzigen Köpfchen der Kinder unter der Decke hervor." Bald ging da und dort ein Fenster auf, und die Kinder riefen: „Es schneit, es schneit!"

Als die Kinder angezogen waren, ging's erst recht los. Jetzt holten sie den Schlitten und probierten das Schlittenfahren. Andere sprangen im Schneegestöber herum, und die Schneeflocken setzten sich auf die lustigen Kinder. Manche sogar trippelten im Schnee herum, daß die lieben Schneeflocken vor Freude laut aufjauchzten. Größere Kinder ballten den Schnee, und die Schneeflocken ließen sich das ruhig gefallen. Bald wurden die Kinder müde, und sie liefen in die Stube. Die Schneeflocken wollten die Kinder gar nicht fortlassen. Einige setzten sich sogar auf dieselben und gingen mit ihnen in die Stube. Auch die Schneeflocken wurden müde und setzten sich auf den Boden, andere auf die Dächer, wieder andere auf die Bäume. Hier verbrachten sie die Zeit in traulichem Gespräch. Sie sagten: „Da ist es viel schöner als in unserer Heimat. Wollen wir nicht dableiben?" „Ja, ja," schrieen viele. So machten sie aus, daß sie bei uns bleiben wollen, wie lang, wissen wir nicht. Wir hoffen aber, daß sie eine gute Weile bei uns bleiben.

98. Tod der Schneeflocken.

Vor zwei Tagen begrüßten wir den Schnee mit lautem Jubel. Heute nacht wehte ein Südwind. Sein lauer Hauch tötete viele Tausende von Schneeflocken. Die ganze Nacht ging das Morden fort. Der Regen half dem Wind, die schutzlosen Flocken zu töten. Gerne würden wir den armen Flocken zu Hilfe kommen, aber wir können nicht. Den ganzen Tag morden Wind und Regen fort. Doch hört man kein Hilferufen. Ganz lautlos sterben die Flocken. Manchmal machen ganze Haufen einen Sprung von dem Dach, aber entrinnen können sie nicht. Die Dächer triefen von Flockenblut. Auf der Straße kann man nicht gehen, ohne daß man mit Flockenblut bespritzt wird. Da hört man manche Kinderstimme rufen: „Der Schnee geht!“ Der Wald sieht ganz düster drein, die Bäume haben ihre Trauerkleider angezogen. Auch die Häuser stehen so traurig da, als ob sie weinen wollten. Ihre Augen, die Fenster, sind ganz trüb. Nun ist alles öde und leer.

99. Die Regentropfen.

1.

Die Regentropfen haben sich eine Reise ausgedacht. Damit sie leichter reisen, kommen sie an einem Ort zusammen und reisen miteinander. Wenn sie die Erde sehen, gehen sie auseinander und kommen in einzelnen Tropfen herab. Da hüpfen sie auf die Dächer hin und jauchzen, endlich glücklich hier zu sein. Schnell hurgeln*) sie übers Dach herab in die Rinne und auf den Boden. Dabei sprechen sie immer. Der Weg durch die Rinne gefällt ihnen nicht besonders, weil es finster ist. Wenn sie auf dem Boden sind, finden sie ihre Kameraden nimmer; dann sitzen sie mit Fremden an ein Plätzchen und machen trübe Gesichter. Andere haben den rechten Weg gefunden und springen in den Kandeln dem Bache zu. Dort eilen sie weiter und sind bald wieder in ihrer Heimat, dem Meere. Die Verirrten aber können nicht mehr zurückkehren und müssen elend umkommen. Manche sind auch auf Bäume gefallen, und die Bäume haben sie verschluckt.

*) rollen.

2.

Die Bewohner des Meeres, die Regentropfen, haben sich entschlossen, eine Reise auf die Erde zu machen. Sie verwandeln sich in Dunst und fliegen durch die Luft, denn so geht es leichter. Wenn sie dann an dem Ort sind, an welchem sie sich niederlassen wollen, kleiden sie sich in Wasser um und hüpfen herunter. Viele fallen auf Dächer, andere auf Bäume und andere auf den Boden. Schnell wargeln*) sie von den Dächern in die Dachrinnen und springen herunter; aber nicht lautlos, es wird vieles dabei gesprochen. Sind sie unten angekommen, so suchen sie die Kandeln auf, denn das ist der Weg zum Bach. Aber, o weh! viele verirren sich, stehen auf den Straßen herum und wissen nicht wo aus und wo ein. Andere sickern in den Boden hinein und finden die Kameraden nimmer. Wieder andere werden von Pflanzen angesaugt. Wie bang wird es ihnen, denn die Kameraden dürfen jetzt in ihre Heimat zurückkehren und sie nicht.

100. Reise der Wassertröpflein im Bach.

1.

In keinen Wesen finden wir solche Wanderlust, wie in den Wassertröpflein. Kaum sind soviele beieinander, daß sie ein Bächlein bilden, so springen sie schon davon. Dabei geht es ganz munter zu. Immer fort murmeln sie miteinander, hie und da spricht eins geschwind lauter. Man meint fast, sie werden gar nicht müde. Wenn sie über Stock und Stein springen, können sie noch lustig schwatzen. Besonders, wenn eins fällt und einen Burzelbaum über den Stein macht, gibt es immer ein lustiges Gelächter. Wenn einige müde werden, so setzen sie sich einfach an ein geschicktes Plätzchen hin und ruhen aus. Nachher springen sie wieder weiter. Manchmal wollen alle ruhen, da setzen sie sich dann im Kreis herum und ruhen aus. So bilden sie dann einen See. Aber nicht immer geht es so behaglich zu. Manchmal müssen die Tröpflein durch ein finstres Rohr. Da fürchten sich alle, und das Gespräch hört auf. Ganz sachte laufen sie durch. So machen sie es auch, wenn sie unter eine Brücke kommen. Endlich sagt das vorderste Tröpfchen: „Jetzt sehen

*) rollen.

wir doch das Tageslicht wieder!" und alle fangen wieder an zu murmeln. Manchmal führt sie ihr Weg auch durch eine Mühle. Da machen sie dann fröhliche Gesichter, denn über das Wasserrad zu springen, ist ihnen ein Hauptvergnügen. Da springen manche Waghalsige mit einem Satz darüber, daß die anderen lachen müssen. Ängstliche aber tun langsam und warten, bis sie ohne Gefahr hinunter kommen.

2.

Murmelnd springen die Wassertröpflein dahin. Sie unterhalten sich aufs eifrigste. Was sie wohl zu erzählen wissen? Vielleicht sprechen sie von ihrer weiten Reise, die sie noch vor sich haben. Aber ihre Bahn ist nicht eben. Ihr Weg führt über Stock und Stein. Oft müssen sie auch einen Wasserfall überspringen. Da springen sie Kopf über Hals hinunter, und es schadet ihnen nichts. Oft werden die Tröpflein auch in Röhren gefaßt, oder sie müssen unter einer Brücke laufen. Da haben sie Angst und laufen ganz still dahin; sie lassen sich lieber von der Sonne anscheinen. Wie freuen sie sich, wenn sie in eine Mühle kommen und über das Mühlrad springen dürfen! denn da können sie nach Herzenslust Burzelbäume machen, und nachher springen sie dann lustig weiter. Aber vom vielen Springen wird man auch müde. Bald laufen die Tröpflein schnell, bald langsam. Wenn sie dann an ein kleines Seelein kommen, setzen sie sich hinein und ruhen aus. Leider können wir die Tröpflein nicht bis an ihr Ziel begleiten, denn es ist zu weit.

101. Der Sturm.

Der Sturm hatte sich schon lange zur Ruhe gelegt. Gestern ist er wieder aufgewacht. Hab' ich einmal lang' geschlafen, brummte er nun vor sich hin, aber heut' will ich's den Leuten zeigen, daß ich auch noch lebe, setzte er hinzu. Er ging vor sein Haus. Hm, machte er jetzt, ein günstiger Tag. Er ging wieder hinein, setzte seine Pelzkappe auf, rieb die Augen aus und schüttelte sich. So, jetzt kann's losgehen. Er sauste zur Haustüre hinaus, ging davon und trieb die Wolken hin und her.

Bald kam er in die Stadt. Am ersten Haus machte er halt und schaute es zuerst an. Ein Neubau, brummte er.

Schnell flog er zu einem Fenster hinein und sauste von einem Zimmer zum andern. Jetzt kam er auch auf die Bühne. Na, kann ich da oben nicht hinaus? hinunter geh' ich nicht mehr! Wuppdich! und ein paar Dachplatten waren hinausgedrückt. Er schaute das Loch nun an. Da soll ich hinauskommen? und noch ein paar fuhren hinaus. So, da habt ihr eure Scherben!

Nun ging er an das nächste Haus. Da war ein Vorfenster offen. Er schlug es hin und her, bis einige Scherben hinausfielen. So ist's recht, der Glaser will auch Geschäfte machen.

Schnell fuhr er an das nächste Haus. Da war ein Laden nicht recht angelegt. Lernet auch Pünktlichkeit! rief er nun, und wetterte den Laden hin und her.

Jetzt schaute er auch auf die Straße. Da kam eine Frau daher mit einem Regenschirm. Weißt du auch, daß man aus deinem Schirm auch einen Besen machen kann, ich will dir's gleich zeigen. Mit diesen Worten fuhr er unter den Schirm und drehte ihn um. Lachend ging er weiter.

Dort lief ein Bube und wollte zu einer Türe hinein. Komm, ich will dir helfen, und die Türe war offen. So, ich habe dir die Türe aufgemacht, mache du sie zu. Er drückte nun mit aller Gewalt an die Türe, und der Knabe brachte sie nicht zu, aber auf einmal ging der Sturm weg, und der Knabe fiel hin.

Er sah auch einen Knaben, der hatte eine Schildkappe auf. Den pack ich, dachte der Sturm, und eins, zwei, drei, und die Kappe lag im Dreck.

Nun ging er weiter. Er sah Wäsche hängen. Schnell fuhr er hinein, riß einige Ziechen los und warf sie in den Schmutz. Da, Frau, hast du etwas zum Waschen.

Er flog auch über den Turm. Da riß er ein Schutzbrett weg und schrie ihm nach, komm gut hinunter!

Er flog nun in die Lüfte und hielt Umschau. Dort drunten am Buchenbach stand eine Pappel. Ist das ein stolzer Kerl, warte, den krieg ich, sagte er nun. Schnell sauste er an die Pappel und schaute sie näher an, aber da zuckte er die Achseln und sagte, ich glaube, da ist nicht viel zu machen. Aber doch probierte er's. Es war so, wie er gemeint hatte, er wurde nicht mir ihr fertig. Voll Zorn ging er an den nächsten Baum und riß einige Äste herunter.

Es wurde abend. Da lief ein Bauer mit einer Laterne über den Hof. Kaum hatte ihn der Sturm erblickt, da sprang er schon daher. Pf, aus war das Licht. Gute Nacht! rief lachend der Sturm.

102. Zwiegespräch zweier Sperlinge.

(Im Winter.)

Vorbereitung.

L.: Wir nehmen an, die Sperlinge könnten reden wie wir Menschen. Wovon werden sie jetzt wohl reden?

Sch.: Daß es so kalt ist. L.: Wo finden wir vor der Kälte Schutz? Sch.: In der warmen Stube. L.: Aber die Sperlinge sind den ganzen Tag der Kälte ausgesetzt, sie können vor derselben nicht fliehen. In welcher Gefahr stehen sie da? Sch.: Daß sie erfrieren.

L.: Wovon werden sie auch sprechen? Sch.: Daß sie Hunger leiden müssen. L.: Woher kommt das? Sch.: Überall liegt Schnee, darum finden sie keine Körnchen. Es fliegen keine Mücken und Käfer in der Luft. An den Bäumen sind keine Raupen. Im Garten steht kein Gemüse. L.: Das ist allerdings bitter für die Herren und Frauen Spatzen. Der Hunger tut weh. Wo suchen sie nun nach Nahrung? Sch.: Vor den Häusern, vor den Scheunen, in den Scheunen, auf den Bühnen. L.: Da finden sie manches Körnchen. Können sie aber auch ohne Gefahr ihre Nahrung suchen und finden? Sch.: Nein, die Buben schmeißen*) nach ihnen. Sie passen hinter dem Scheunentürchen, bis die Spatzen hereinkommen, dann schlagen sie dasselbe schnell zu, und die Spatzen sind eingesperrt. Sie streuen in den Hausöhrn Brot, und wenn die Spatzen hereinkommen, werden sie ebenso eingesperrt. Sie fliegen dann ans Fenster und können nicht hinaus. Da werden sie gefangen und in ein Käfig gesperrt. Andere Knaben fangen die Spatzen mit einem Sieb. Auf den Bühnen lauern die Katzen. L.: Darüber sind die Spatzen wohl recht erbaut? Sch.: Sie schimpfen über die bösen Buben. L.: Das ist auch zu arg: stehlen sie, so kommen sie in Gefahr, stehlen sie nicht, so sterben sie vor Hunger, oft werden sie auch ins Unglück hineingelockt.

---

*) werfen.

Gibt's denn keine Gelegenheit, wo sie ohne Angst fressen können? Sch.: Doch, an den Vogelbrettern. L.: Warum sind sie da sicher? Sch.: Da wird extra für die Vögel gestreut. L.: Ob die Spatzen wohl wissen, daß sie da sicher sind? Sch.: Ja, sie bleiben ruhig sitzen und fressen.

Nun laßt zwei Spatzen miteinander reden über diese Dinge. Gebt jedem einen Namen. Was muß das Erste sein, wenn sie sich begegnen? Sch.: Der Gruß. L.: Ebenso verlassen sie einander mit Abschiedsgruß.

Ausführung.

1.

Nachbar Hans: „Guten Morgen, Vetter Fritz! Auch schon wieder auf?"

Vetter Fritz: „Ja, ich hatte keine Ruhe mehr in dem harten Bett."

Nachbar Hans: „Es ist jetzt eine sehr schlechte Zeit. Nicht wahr, Vetter Fritz? Man weiß kaum mehr die nötige Nahrung aufzutreiben. Die Menschen haben Korn im Überfluß, daß sie noch verkaufen müssen, aber nicht ein Krümchen lassen sie uns armen Würmern liegen."

Vetter Fritz: „Ja, das ist wahr, aber alle sind doch nicht so. Ich habe mich gestern toll und voll gefressen. Die lieben Kinder des geizigen Hofbauern haben mich fast den ganzen Tag auf ihrem Sims sitzen sehen. Da hat mir die gute Liese eine ganze Handvoll Brosamen herausgeworfen. Die andern machten es nach. Aber plötzlich ging die Türe auf. Da trat der geizige Hofbauer herein. Schnell sprang er ans Fenster, schlug es zu, und die Kinder zitterten samt mir vor Angst. Dann flog ich natürlich davon."

Nachbar Hans: „Da ist dir's ja gut gegangen. Aber sieh, dort streut die Bäckersmagd den Hühnern Futter hin. Komm, das lassen wir uns nicht entschlüpfen."

Beide hinfliegend: „Das soll uns ein Leckerbissen sein!"

Vetter Fritz: „Hans, jetzt bringen wir unsern Frauen und den Kindern auch etwas. Sie können nach so langem Fasten wohl wieder etwas brauchen."

Nachbar Hans zu Hause angekommen: „Endlich haben wir etwas erwischt. Fresset euch nur satt, meine Lieben."

Vetter Fritz zu seiner Frau: „Gelt, gute Frau, das hat dir geschmeckt. Ich warte jetzt jeden Tag auf die Bäckersmagd, daß ihr nicht mehr hungern dürft."

„Gute Nacht, meine Kinder, schlaft wohl!"

2.

Hans: „Guten Morgen, bist auch schon auf den Füßen?"

Graukopf: „O, schon lange laufe ich in der Kälte umher."

Hans: „Lieber Freund, ich war gestern draußen auf dem Feld; aber nirgends konnte ich etwas erspähen."

Graukopf: „Auch meine Speisekammer ist leer, ich kann dir nichts geben."

Hans: „Vor einigen Tagen kam ich an ein Haus, da waren einige Brotkrümchen vor dem Fenster; aber bald waren sie aufgezehrt."

Graukopf: „Kannst du mir das Haus noch zeigen? Dann wollen wir hingehen."

Hans: „Nur zu gut weiß ich das Haus, und es wäre mir recht, wenn du mitgehen würdest."

Graukopf: „Nun, so machen wir uns gleich auf den Weg."

Hans: „Noch einiges habe ich dir zu sagen, lieber Freund, willst du hören?"

Graukopf: „Gern, wenn du reden willst."

Hans: „Gestern war ich in einer Scheune, um dort Futter zu suchen; aber die bösen Buben machten die Türe zu, daß ich nicht mehr hinaus konnte. Gegen Abend machte der Bauer die Türe auf, und ich huschte hinaus."

Graukopf: „O, die bösen Schlingel, gern würde ich sie strafen, wenn ich könnte."

Hans: „Nun aber genug, wir müssen eilen, sonst fressen andere das Futter."

Graukopf: „Hm, schmecken die Körner gut!"

Hans: „Auch meinem Magen tun sie gut."

Graukopf: „O, wenn nur meine Frau und meine Kinder bei mir wären, gern wollte ich das Futter mit ihnen teilen!"

Hans: „Meine Frau liegt zu Hause, bleich und abgemagert."

Graukopf: „Wollen wir ihr nicht etwas bringen?"

Hans: „Gern, wenn du mir helfen willst."
Graukopf: „Aber schnell, sonst finden wir deine Frau tot."
Hans, am Lager seiner Frau angekommen: „O, es ist zu spät!"
Graukopf: „Zu spät schon, mein lieber Freund?"
Hans: „Ach, könnte ich ihr nur noch einige Krümchen geben!"
Graukopf: „So wollen wir die Körner teilen und den Kindern geben!"
Hans: „Gut."
Graukopf: „Sieh nur, wie sie auf das Futter losgehen!"
Hans: „Jetzt muß ich meine Kinder zu Bett bringen, du kannst dann morgen wiederkommen. Gute Nacht, schlaf wohl!"
Graukopf: „Danke, gleichfalls!"

103. Zwiegespräch zweier Sperlinge.

(Im Frühling.)

1.

Dickkopf: „Grüß Gott, Alterle!"
Dreckfink: „Grüß Gott!"
Dickkopf: „Hast auch schon gemerkt, daß der Frühling da ist?"
Dreckfink: „Ha freilich, das merke ich gern."
Dickkopf: „Auch ich bin froh, jetzt haben wir wieder Nahrung in Hülle und Fülle."
Dreckfink: „Jetzt scheint doch auch wieder die Sonne, die Welt sieht ganz neu aus."
Dickkopf: „Ich kam gestern in einen Gemüsegarten, ei, wie der Salat gut war, ganz saftig!"
Dreckfink: „Rat' mal, wie mir's gestern gegangen ist."
Dickkopf: „Das mußt du mir sagen, ich kann's nicht schmecken*)."
Dreckfink: „Laß dir's sagen. Ich war gestern in einem Garten und fraß voll Vergnügen Salat. Auf einmal knallte ein Schuß, ich aber ging auf und davon und ließ mich nimmer blicken. Ich mußte froh sein, mein Leben gerettet zu haben."
Dickkopf: „Ja, das glaube ich dir."

*) riechen.

8*

Dreckfink: „Meine Frau hat mich dann gewarnt, aber was halt ich auf der Frauen Geschwätz!"

Dickkopf: „Ja, mich haben einmal einige Weiber zum Kuckuck gewünscht, ich aber mußte nur lachen."

Dreckfink: „Wir sind halt zwei wackere Kerle."

Dickkopf: „Ich bin schon ein wenig schleckig geworden, Würmer mag ich gar nicht."

Dreckfink: „Wie froh werd' ich sein, wenn die Kirschen reifen, vom Morgen bis zum Abend freß ich dann Kirschen."

Dickkopf: „Ich mach's auch so."

Dreckfink: „Meine Kinder sind ganz glücklich, daß die Kirschbäume schon blühen."

Dickkopf: „Und meine warten jeden Tag, ob ich ihnen keine Kirschen bringe, ich darf ihnen hundertmal sagen, daß sie erst später reif werden."

Dreckfink: „Ja, so machen's die Kleinen immer."

Dickkopf: „Aber jetzt muß ich heimgehen und meinen Kindern das Vesper richten."

Dreckfink: „Adieu, leb wohl!"

Dickkopf: „Adieu, morgen sehen wir uns wieder!"

2.

Feinschmecker: „Guten Tag, Herr Leckermaul!"

Leckermaul: „Guten Tag, Herr Feinschmecker! auch schon auf?"

Feinschmecker: „Hast auch gut ausgeschlafen?"

Leckermaul: „Jawohl."

Feinschmecker: „Also, dann gehen wir jetzt miteinander in die Gärten und lassen uns die zarten Gemüslein recht gut schmecken."

Leckermaul: „Ja, solche gute Sachen haben wir schon lange nicht mehr gehabt. Da dürfen wir uns heute wohl den Bauch voll fressen."

Feinschmecker: „Komm, jetzt müssen wir uns aber beeilen, sonst fressen die anderen Spatzen das Beste ab, und wir müssen dann das alte Zeug wieder fressen."

In dem Garten angekommen ruft Herr Leckermaul: „Ah, da sind wir ganz allein, da können wir alles abfressen."

Feinschmecker: „Jetzt müssen wir aber still sein, sonst können

wir nicht fressen, und denk' nur auch daran, der Eigentümer des Gartens kann kommen und uns totschießen."

Leckermaul: „Ach ja, ich denk' daran, wie ich voriges Jahr in einem großen Garten war. Ein Butzemann war aufgestellt. Ich scheute mich aber nicht und fraß nach Herzenslust die guten Gemüslein. Da auf einmal kam so ein dummer Gärtner und wollte auf mich schießen. Ich merkte das, und schnell flog ich davon. Als er fort war, kam ich wieder und ließ es mir recht gut schmecken."

Sie fingen an und fraßen bis sie genug hatten.

Feinschmecker: „Ich bin ganz satt, mein Bäuchlein ist ganz voll, bist du auch satt?"

Leckermaul: „Ja, aber ich freue mich, bis es Kirschen gibt, und wir wieder im Überfluß zu fressen haben."

Feinschmecker: „Und ich auch, aber jetzt ist es Zeit zum Heimgehen, meine Kinder liegen daheim und warten auf mich. Adieu, Leckermaul!"

Leckermaul: „Adieu, Feinschmecker!"

104. Katze und Maus.

Katze: „Jetzt hab' ich dich erwischt!"

Maus: „Ach, laß mich doch springen!"

Katze: „Nein, ich laß dich nicht fort."

Maus: „Ach, schenk' mir doch mein Leben, ich hab' dir ja nichts getan."

Katze: „Ich lasse dich springen."

Die Maus springt nun und kommt unter einen Kasten. Unter dem Kasten ist zum Glück auch ein Loch, da schlüpft die Maus hinein und ist gerettet.

Maus: „Ich bin froh, daß ich gerettet bin!"

Katze: „Hätte ich dich nur nicht springen lassen, wenn ich dich wieder erwische, fresse ich dich gleich."

105. Hund und Katze.

Eine Katze lief einmal über den Weg. Das sah ein Hund, und schnell lief er der Katze nach.

Katze: „Was willst du denn von mir, han' i dir ebes do? Komm no her!"

Hund: „Ja, i komm, was werd denn i vor so einere kleine Pfauskrot do Angst han!"

Katze: „Ja, komm no, i kratz der aber an dei Schnauze na, daß du gern davo gohst."

Die Katze machte einen Katzenbuckel und fauchte.

Hund: „Narr, du bist mer viel zwenig, an die gang i net na."

Der Hund lief nun fort und die Katze schrie ihm nach: „Du Feigling, jetzt gehst bloß, weil du Angst hast, i de di recht verkratze, du Feigling!"

106. Der braune Bär und der Eisbär.

Brauner Bär: „Warum bist du so weiß?"

Eisbär: „Ich bin in den Schnee gefallen."

Brauner Bär: „Und jetzt mußt du dein Leben lang den Schnee herumschleppen; schäme dich nur!"

Eisbär: „Weiß ist aber schön."

Brauner Bär: „Da gefällt mir meine Farbe doch noch besser."

Eisbär: „Sag', warum bist du so braun?"

Brauner Bär: „Mußt du das gewußt haben?"

Eisbär: „Ich weiß es gut, du willst es nur nicht sagen."

Brauner Bär: „Sag' es mir, daß ich's auch weiß."

Eisbär: „Du bist in den Schmutz gefallen."

Brauner Bär: „Das ist nicht wahr."

Eisbär: „Doch, es ist wahr, schäme dich nur! Mein Schnee ist doch schöner, als dein Schmutz."

107. Knabe und Bienchen.

Knabe: „Geh weg, ich will die Blume pflücken!"

Bienchen: „Das geht mich nichts an, geh du und störe mich nicht bei meiner Arbeit, oder ich steche dich!"

Knabe: „Ja, du wärst keck, wenn du dir das erlaubtest! Ich bin stärker und größer als du und laß mir von dir nichts sagen. Mach, daß du aus meinem Garten hinauskommst!"

Bienchen: „Wir wollen sehen, wer's gewinnt!"

Jetzt wollte der Knabe das Bienchen wegschlagen; aber die Biene stach und flog davon. Der Knabe ging heulend heim und

getraute sich nicht mehr, gegen ein Bienchen etwas zu machen. Das Bienchen aber mußte sterben. Nun waren beide für ihren Eigensinn bestraft.

108. Die Pappel.

Vorbereitung.

Die Schüler stehen gelegentlich eines Schulspaziergangs vor einer Pappel, die an der Straße steht. Apfel- und Birnbäume stehen zu beiden Seiten der Straße, in der Nähe beginnt der Wald, den die Klasse eben verließ. Der Lehrer macht die Schüler auf die Pappel aufmerksam.

L.: Vergleicht einmal die Pappel mit den hier stehenden Apfel- und Birnbäumen. Sch.: Die Pappel ist höher als sie, sie ist auch schlanker. L.: Wie stellt sie ihre Äste? Sch.: Sie streckt sie in die Höhe. L.: Das tun andere Bäume nicht, sie breiten ihre Äste aus. Warum es wohl die Pappel tut? Sch.: Sie will in die Höhe. L.: Welche Absicht hat sie wohl? Sch.: Sie will der größte Baum werden. L.: Welche Gesinnung hat sie also? Sch.: Sie ist stolz. Sie ist hochmütig. L.: Ich meine, sie brauchte nicht so stolz zu sein, besonders wenn wir ihren Gipfel betrachten. Sch.: Der ist ganz dürr. L.: Wie kommt das wohl? Sch.: Der Wind zerzaust den Gipfel zu sehr. L.: Tut er das vielleicht absichtlich? Sch.: Ja, er kann die Pappel nicht leiden, weil sie ihm im Wege steht. L.: Vielleicht kann er sie auch aus einem andern Grunde nicht leiden. Sch.: Weil sie so hochmütig ist. L.: Was machen wohl die andern Bäume dazu? Sch.: Die freuen sich. L.: Warum? Sch.: Die Pappel ist jetzt für ihren Hochmut bestraft. L.: Was mag die Pappel wohl getan haben, als sie über die anderen Bäume hinwegsehen konnte? Sch.: Sie lachte sie aus. L.: Gefiel ihnen das? Sch.: Nein, es ärgerte sie. L.: Wie rühmte sich die Pappel wohl? Sch.: „Schämet euch, ich bin größer als ihr alle, ich bin die Königin.“ L.: Darum freuen sie sich auch, daß die Pappel jetzt mit dürrem Gipfel dasteht, sie gönnen ihr ihre Schande. Andere Bäume streben aber auch in die Höhe, sehet die Birnbäume, die Tannen u. a. m. Sch.: Aber nicht so arg. L.: Die breiten wenigsten ihre Äste aus, die Pappel aber nicht, sie streckt die Arme in die Höhe und streckt sich am ganzen Leib, wie die Kinder, wenn sie messen, welches das größte ist.

L.: Könnten wir da nicht denken, daß die Bäume einmal miteinander stritten, welcher der Größte werde? Das wollen wir annehmen, daß einmal ein Streit der Bäume stattfand. Welches war die eifersüchtigste Streberin? Was nahm sie sich in ihrem stolzen Herzen vor? Wie verhielten sich die übrigen Bäume dazu? Wie wurde die Pappel bestraft? Was machten da die anderen Bäume? Was sagen wir dazu? Gefällt euch die Pappel?

Ausführung.

Die Bäume wurden einmal eifersüchtig aufeinander. Ein jeder wollte der größte Baum werden. Da dachte die Pappel: „Ich will größer werden als die andern." Dabei reckte sie die Arme hoch empor. Als sie sah, daß sie um ein gutes Stück höher war als die anderen Bäume, schaute sie mit einem spöttischen Lächeln herunter. Aber je größer sie wurde, desto ärger fuhr ihr der Wind in ihre Krone. Dieser konnte sie nämlich gar nicht leiden, weil sie ihm den freien Weg versperrte. Wie erschrak die Pappel, als sie eines Tages sah, wie sich ihre Krone ganz gelb gefärbt hatte! Nun fürchtete sie immer, die anderen Bäume würden es bemerken und sie verachten. Zu ihrem Schrecken bemerkten sie es gleich und lachten sie heftig aus. Auch die Menschen mögen die Pappel nicht recht leiden. Jedermann verachtet ihre dürre Krone.

109. Die Erlen.

Vorbereitung.

L.: Habt ihr euch auch schon besonnen, warum die Erlen am Bache stehen, so dicht gedrängt? Sch.: Sie haben Durst, sie wollen immer trinken. L.: Aber denket, man sagt nicht „der" Erle, sondern „die" Erle. Welches Geschlecht haben sie? Sch.: Das weibliche Geschlecht. L.: Die Frauen sind nicht besonders durstig, aber die Männer, die haben oft nur zuviel Durst. Also das Trinken führt die Erlen nicht an den Bach. Was dann? Schüler schweigen. L.: Habt ihr noch nie in den Bach hineingeschaut? Sch.: Doch. L.: Habt ihr da nichts bemerkt? Sch.: Man sieht sich wie in einem Spiegel. L.: So, jetzt kommen wir vielleicht darauf, was die Fräulein Erlen am Bache tun. Sch.: Sie wollen sich im Spiegel betrachten. L.: Wie sind sie also? Sch.: Sie sind eitel. L.: Ja, sie sind wie alle Damen und Mädchen.

L.: Wie kamen die Erlen aber an den Bach? Schüler wissen keinen Rat. L.: Liefen sie an denselben hin? Sch.: Nein. L.: Wir könnten aber doch annehmen, daß sie dorthin liefen, nur müssen wir uns dann einbilden, daß früher, vor langer, langer Zeit, die Bäume spazieren liefen. Wo liefen die Erlen da auch einmal? Sch.: Am Bach. L.: Was entdeckten sie da? Sch.: Daß man sich im Bache sieht. L.: Was taten sie jetzt alle? Sch.: Sie stellten sich an den Bach. L.: Das ist eine eitle Gesellschaft! Wovon war da wohl die Rede? Sch.: Sie sprachen von ihrer Schönheit. L.: Solche Eitelkeit gehört doch bestraft. Sch.: Ihre Füße wuchsen ihnen in den Boden hinein. L.: Das geschah ihnen ganz recht. Und wie steht's mit dem Spiegeln? Sch.: Sie können nicht mehr in den Bach schauen, sie stehen zu dicht beieinander. L.: Das geschieht ihnen zweimal recht.

Ausführung.

Schon viele Jahre sind es, als eines Tages viele Fräulein am Bach spazieren liefen, es waren die Fräulein Erlen. Auf einmal blieb eine am Bach stehen und sprach: „Schauet nur, Schwestern, wie man sich im Wasser spiegeln kann!“ Die andern liefen auch an den Bach und sprachen: „Du hast recht, das Wasser gleicht einem Spiegel.“ „Und wie wir so schön sind!“ sprach scherzend eine andere. Lange standen sie so da und konnten sich nicht sattsehen an ihrer Schönheit. Noch viele andere Erlen kamen und beschauten sich im Wasser. Endlich standen sie so dicht aufeinander, daß die Sonne nimmer in das Wasser scheinen konnte, und sie konnten sich nimmer spiegeln. Sie wollten weggehen, aber ihre Füße waren in den Boden gewachsen. Zur Strafe für ihre Eitelkeit müssen sie ihr Leben lang am Bach stehen bleiben und jeder, der vorübergeht, muß denken: „So geht es den Eiteln.“

110. Der Kirschbaum und der Birnbaum.

Auf einem Acker des reichen Hofbauern standen schon seit vielen Jahren ein Birnbaum und ein Kirschbaum nebeneinander. Betrübt sah der Kirschbaum aus. Voller Trauer sagte er zu seinem Nachbarn, dem Birnbaum: „Sieh mich nur an, wie ich abscheulich aussehe, niemand schaut mich an und du, du hast noch deine schönen,

frischen Blätter. Ich wollte, ich wäre ein Birnbaum, wie du!" „Ja," sprach der Birnbaum, „du denkst ganz falsch. Kannst du dich nicht mehr erinnern, wie herrlich du im Juni aussahst? Fast jeden Sonntag kam die Hofbauernfamilie und hatte eine Freude an dir. Wie es die Kleinen machten, wirst du wohl auch noch wissen. Als erst deine Kirschen reif waren, kam die Hofbauernfamilie wieder und pflückte sie voller Jubel. Der kleine Karle schrie immer: „Mama, noh meh Kiesche!" Ja, ich kann mich gut noch erinnern. Ich mußte dann zuschauen. Wenn meine Früchte reif sind, hat man keinen solchen Lebtag*), wie bei dir." „Ja, ja, so ist's, das hätte ich schon bälder einsehen können," erwiderte der Kirchbaum, „ich hätte nur denken dürfen, dann wäre ich zur rechten Besinnung gekommen. Ich will daher nicht mehr traurig sein wegen dem Verwelken meiner Blätter." „Und bedenke auch," sprach der Birnbaum weiter, „wie goldgelb deine Blätter im Herbst aussehen!" „Das ist wahr," sagte der Kirschbaum, „ich will darum deinem Beispiel folgen und mit dem zufrieden sein, was ich bin und habe."

111. Die Herbstzeitlose.

Die Herbstzeitlose hat ihren sonderbaren Namen daher, daß sie im Herbst, wenn alle Blumen längst verblüht haben, zu blühen beginnt. Sie blüht also außer der Zeit. Das kam so.

Vor vielen, vielen Jahren blühte die Herbstzeitlose auch mit ihren Genossinnen, den Blumen. Aber sie war klein, und alle anderen wuchsen über sie hinaus, auch war das Gras viel höher als sie, deshalb wurde sie gar nicht gesehen, während andere zum blühenden Strauße gepflückt wurden. Das ärgerte sie sehr, denn sie kannte die Bescheidenheit nicht. Da sprach sie zu sich selbst: „Ich will sehen, ob ich mich nicht ein wenig strecken kann." Sie streckte sich; aber es half nicht viel, sie war und blieb klein. Voller Ärger zog sie sich in die dunkle Erde zurück. Das Gras wurde abgemäht, und der Herbst rückte heran. Nun sah man auch keine Blume mehr. Rasch kam die Herbstzeitlose heraus aus ihrem dunklen Versteck. Und siehe, weit ragte sie über das kurze Nachgras hinaus. Aber der Herbst war kalt, und die unbescheidene Blume mußte frieren.

*) Gelob.

Dazu kam schier jeden Tag ein Regen, und sie wurde durch und durch naß. Nur zu häufig mußte sie ihre Blüte schließen, um sie vor dem kalten Regen zu schützen. Das war nicht nach ihrem Sinn. Voller Zorn sagte sie: „Im Frühjahr werde ich eingesperrt, im Herbst muß ich erfrieren, ich weiß schon, was ich tun will." Sie vergiftete sich. Der Frühling zog ins Land. Die Herbstzeitlose schob ihre breiten, aber giftigen Blätter heraus, dazu ihre giftigen Früchte. Das tat sie dem Menschen zum Possen. Nun kann der Bauer die Herbstzeitlosen nicht mehr leiden, wo er eine erwischt, wirft er sie aus der Wiese hinaus, sie würden sonst seinem Vieh schaden.

112. Die Fledermäuse.

Vorbereitung.

L.: Ihr habt alle schon Fledermäuse, diese merkwürdigen Geschöpfe, gesehen. Woher haben sie ihren Namen? Sch.: Von den Mäusen. L.: Warum? Sch.: Sie sind ihnen ähnlich. L.: Und doch sind sie ihnen ebenso unähnlich. Sch.: Sie haben Flügel und können fliegen. L.: Wie sind ihre Flügel beschaffen? Sch.: Sie sind schwarz und häutig. L.: Wie fühlen sie sich an? Sch.: Kalt. L.: Wie ist der Flug der Fledermäuse, verglichen mit dem der Vögel? Sch.: Er ist nicht so schön, die Fledermäuse flattern bloß. L.: Also verglichen mit den Vögeln ist der Flug der Fledermäuse nicht schön, und ihre Flügel sind es auch nicht. Welchen Vorzug haben sie aber, verglichen mit den Mäusen, denen sie ähnlich sehen? Sch.: Sie können fliegen. L.: Wo halten sich die Mäuse auf? Sch.: In den Löchern im Feld und in den Häusern. L.: Möchtest du auch da leben? Sch.: Nein, da ist's finster. L.: Du wärest also unzufrieden, wenn du das Schicksal der Mäuse teilen müßtest. Ob die Mäuse wohl unzufrieden sind? Sch.: Nein. L.: Und doch finden wir einige im Besitze von Flügeln in den Lüften sich wiegen, statt in den Mauslöchern herumzuschlüpfen. Das gibt zu denken! Sch.: Einige waren vielleicht doch unzufrieden. L.: Was wünschten sie sich vielleicht? Sch.: Daß sie fliegen können. L.: Wie entstand dieser Wunsch? Sch.: Sie sahen die Vögel fliegen. L.: Da waren sie mit ihrem Schicksal unzufrieden, das der Vögel schien ihnen besser zu sein. Welche Eigenschaften ihres Herzens äußerten sich da?

Sch.: Unzufriedenheit, Neid. L.: Wo brachten sie wohl ihre Klagen und Wünsche vor? Sch.: Beim lieben Gott. L.: Ja, so wollen wir annehmen. Worüber klagten sie? Sch.: Daß sie immer in den Löchern leben müßten. L.: Worum baten sie? Sch.: Daß sie Flügel bekommen wie die Vögel. L.: Was sagte der liebe Gott wohl dazu? Sch.: Er nannte sie unzufriedene Geschöpfe. L.: Gab er ihnen Flügel? Sch.: Ja, aber keine Vogelflügel, sondern Hautflügel. L.: Was machten die Fledermäuse wohl, als sie ihre Flügel betrachteten? Sch.: Sie erschraken. L.: Welche Sorge erfüllte sie wohl? Sch.: Die Vögel würden sie ausspotten. L.: Diese Sorge teilten sie dem lieben Gott gleich mit. Was entgegnete er dann wohl? Sch.: Jetzt seid ihr wieder nicht zufrieden. L.: Die Mäuse befanden sich jetzt in einer üblen Lage: in ihre Löcher schlüpfen konnten sie nicht mehr, den Spott der Vögel mochten sie nicht ertragen, Federflügel paßten nicht zu ihrem behaarten Fell. Was nun? Sch.: Gott sagte: „Flieget bei Nacht.“ L.: Das war die beste Lösung, da sind sie dem Spott der Vögel nicht ausgesetzt. Was tun sie bei Tag? Sch.: Sie verstecken sich. L.: Sind die Fledermäuse jetzt wohl glücklich? Sch.: Ja, wie alle Geschöpfe.

Ausführung.

Vor langer Zeit lebten einmal einige Mäuse. Diese waren gar nicht zufrieden, weil sie immer in ihren Löchern herumschlüpfen mußten. Sie sahen die Vögel in der Luft und im Sonnenschein umherfliegen; da wurden sie neidisch auf die Vögel, und sie sprachen untereinander: „Die Vögel haben so schöne Flügel, und können sich in die Lüfte schwingen, und wir müssen in den finstern Löchern herumschlüpfen. O, könnten wir doch fliegen, das wär' schön!“ Sie gingen weinend miteinander zum lieben Gott und sagten: „O, sei doch so gut und gib uns Flügel, daß wir nicht immer in den Löchern krabbeln müssen!“ Der liebe Gott sagte: „Ihr unzufriedenen Geschöpfe! alle anderen Tiere sind zufrieden, nur ihr nicht, aber ich will euch Flügel geben.“ Im gleichen Augenblick hatten sie schon Flügel. Sie gingen freudig fort. Daheim zeigten sie ihre Flügel den andern Mäusen und besahen sie. Aber wie erschraken sie, als sie merkten, daß sie keine so schönen Flügel hatten wie die Vögel, sondern Hautflügel! Sie wurden nun wieder unzufrieden,

weil sie von den Vögeln immer ausgelacht und ausgespottet wurden. Betrübt erzählten sie es dem lieben Gott. Der liebe Gott sagte: „Wenn ich euch wäre, würde ich bei Nacht fliegen und bei Tag schlafen." Sie machten es so, und seither leben sie ganz zufrieden.

113. Die Eule.

An einem schönen Sommerabend spielten die Vögel miteinander. Die Eule saß indes auf einem Baum versteckt. Sie wurde ein wenig neidisch, als sie es sah, aber hinzu mochte sie nicht. Da dachte sie sich einen Streich aus. Sie dachte nämlich: „Wenn die Vögel heimgehen, ist es dunkel, dann fürchten sie sich gewiß. Da will ich sie aber erschrecken!"

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Vögel gingen frohen Mutes ihren Nestern zu. Aber kaum waren sie eingeschlafen, da fuhr die Eule von einem Nest an das andere hin und rief in schauerlichem Ton: „Uhu, Uhu!" Die Vögel zitterten an allen Gliedern, besonders die Jungen, und sie schrieen vor Schrecken. So trieb es die Eule wochenlang. Endlich wurde es den Vögeln zu dumm. Sie berieten nun unter sich, was sie tun sollten.

Eines schönes Tages saß die Eule auf einem Baum und schlief. Da kamen alle Vögel, jagten sie von Ort zu Ort und neckten sie recht. Die Eule wollte losfahren; aber sie sah fast nichts. Immer schlug sie ihren Kopf an die Äste hin. Das freute die Vögel außerordentlich. Weil sie sich an die Nacht gewöhnte, mußte sie ein Nachtvogel bleiben. So wurde sie für ihre Bosheit bestraft.



c) Märchen.

114. Ein Märchen.

In schwülen Sommernächten sieht man oft etwas wie Feuerfunken in der Luft herumfliegen. Das sind gar nichts anderes als verzauberte Menschen.

Vor uralten Zeiten lebte auf einer Burg ein Ritter mit seinen sieben Söhnen. Die Mutter des Hauses war schon lange gestorben. Sie war eine liebe, gute Frau, die immer hilfbereit gegen jedermann war. Wie ganz anders war aber ihr Mann! Er war ein roher, gewalttätiger Geselle. Die Söhne des Ritters schlugen ihm nach. Bei ihnen erfüllte sich das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Jeder Kaufmann, den sein Weg an der Burg vorbeiführte, wurde beraubt und im Schloßhof erhängt, obwohl die gute Frau gar manchmal für einen solchen um Gnade bat. Eines Tages, als eben wieder einer am Galgen hing, kam die Frau herbeigeeilt und bat für ihn unter Tränen um Gnade; aber da wurde der Ritter ganz wütend und stieß ihr den Degen in die Brust. Sterbend sprach sie noch die Worte: „Ein schweres Unheil wird euch treffen." Sie wurde dann im gleichen Loch verscharrt, in welchem der Erhängte auch lag.

Nach dem Tode der Frau trieben es die Ritter noch ärger als je zuvor. Eines Tages hörten sie die Sage: In der Nähe ihrer Burg wohne ein großer Berggeist, der König der Zwerge, welcher große Schätze tief im Berg aufgehäuft haben sollte. Die Ritter, die sich schon viele Schätze erworben hatten, welche sie in einem tief gelegenen Keller versteckten, hörten das gerne. Gleich suchten sie nach dem Eingang der Höhle, und sie fanden ihn auch. Es war nur eine kleine Felsspalte, mit Gestrüpp überwachsen. Auf dem Bauch kriechend gingen sie hinein. Bald kamen sie auch ins Innere der Höhle und es war nur gut, daß jeder eine Laterne um den Leib geschnallt hatte, denn es war drinnen stockfinster. Auf einmal standen sie vor einem großen, eisernen Tor. Da stand ein Zwerg und wies sie mit scharfen Worten ab. „Ich bin des Königs Diener und verbiete euch im Namen des Königs den Eingang", sprach er. Sie wollten nun mit Gewalt den kleinen Mann zwingen,

das Tor aufzumachen; aber er entwich, vor ihnen verschwand er unter großem Donner in der Erde. Die Ritter sahen das Tor nicht mehr und irrten nun lange in der Höhle herum. Nach langer Zeit fanden sie einen Ausgang. Nun suchten sie ihre Burg auf. Sie fanden nichts mehr von ihr als einen rauchenden Trümmerhaufen. In der Nacht, als die Ritter fort waren, kam ein großes Gewitter und ein Blitz traf die Burg und zündete sie an. Die Ritter gingen nach einigen Tagen auf die Burg, um ihre Schätze zu suchen; aber sie fanden keine Spur davon. Tag und Nacht hörten sie nicht auf mit Suchen, bis sie eines Nachts vor einem Zwerg standen. Dieser sprach: „Der König der Zwerge sendet mich, ich solle euch verzaubern; das sei die Strafe, denkt daran, als ihr ihm seine Schätze wolltet rauben." Er berührte nun jeden mit einem Stäbchen und acht Funken flogen von der Stätte. Von jetzt an sah man sie in schwülen Sommernächten bald da, bald dort herumfliegen, wie es heute noch ist. Sie suchen immer noch ihre verlorenen Schätze.





IV. Eigene Produktionen,

von Kindern nach Thema und Ausführung selbst erfunden auf die Anweisung hin, irgend etwas zu schreiben, was sie eben auf dem Herzen haben.

a) Erlebnisse.

115. Ein Schrecken.

Jeden Tag mußte ich daheim die Zeitung in der Druckerei holen. Ich kam auf meinem Weg an der Wirtschaft zur Linde vorbei. Der Eigentümer der Wirtschaft hatte ein kleines Hündchen. Wenn ich da vorbeikam, so fuhr mir jedesmal das kleine Ding an die Hosen, und ich meinte, es wolle mich zerreißen. Das tat das Hündchen, um mich zu erschrecken, und wenn ich angewiesen wurde, die Zeitung zu holen, so tat ich das sehr ungern. Einmal, an einem Regentage war es, da sollte ich auch die Zeitung holen, und daß ich nicht naß wurde, mußte ich einen Schirm mitnehmen. Ich dachte: „Heute springe ich vorbei, dann kommt das Hündchen zu spät zur Türe heraus." Kaum hatte ich die Linde erreicht und wollte springen, da stand das Hündchen schon wieder da. Vor Angst ließ ich meinen

Schirm fallen, und das Hündchen zerrte den Schirm auf dem Boden herum. Das war ein großer Schrecken, und ich wurde von jedermann ausgelacht. Ich weinte auf meinem ganzen Weg.

116. Mein erstes Unglück.

Als ich ungefähr ein Jahr alt war, mußten mich meine Brüder spazieren führen. Meine Mutter war zum Bäcker gegangen, um das Brot zu holen. Sie ermahnte zuvor meine Brüder, sie sollten recht achtgeben. Gleich neben dem Bach war der Weg. Meine Brüder wollten recht vorsichtig sein und drückten den Wagen immer mehr an den Rain hin. Aber plötzlich fiel der Wagen um und in den Bach hinein. Die Räder standen in die Höhe. Da kam meine Mutter. Als diese das Unglück sah, warf sie alle Laibe in das Haus hinein und sprang dem Bache zu. Schnell zog sie mich heraus. Wie froh war sie, als sie sah, daß es mir nichts getan hatte. Ich war nämlich unter dem Bogen hängen geblieben. Aber ein anderes Kind, das auch im Wagen saß, fiel mitten in den Bach. Es schrie ganz mörderisch. Das war mein erstes Unglück.

117. Am Ertrinken.

Als ich vorigen Sommer in der Vakanz heim durfte, war ich hoch erfreut. Eines Tages gingen ich, mein kleiner Bruder und seine Kameraden ins Baden. Als wir einigemal gebadet hatten, gingen wir an das Wehr und badeten dort. Freilich ist das Baden am Wehr verboten. Zuerst schwammen wir über den Neckar und spielten am anderen Ufer. Als wir zurückgingen, wollte ich schwimmen. Ich schwamm aber zu weit von den andern weg, und da kam ich in einen Wirbel. Schnell rief ich um Hilfe. Da kam eilig mein Bruder Paul und hielt mich an meinem kleinen Finger. Ich ließ ihn nicht mehr fahren, und er kam mit mir unters Wasser. Da ließ er mich fahren, und ich war allein unter dem Wasser. Zweimal kam ich wieder herauf, und jedesmal rief ich um Hilfe. Aber vergebens. Endlich schwamm mein Bruder Paul zu mir her, packte mich an der Hand und schwamm mit mir ans Ufer. Da sprang alles zusammen. Ich verdanke mein Leben meinem kleinen Bruder Paul.

118. Unser Schneewittchen.

Wir haben in der Anstalt eine weiß und schwarz gefleckte Katze. Wir heißen sie Schneewittchen. Von diesem will ich jetzt erzählen. Eines Tages, als wir beim Essen waren, war es auch da. Als unser Herr Lehrer in der Bibel las, hüpfte es auf das Harmonium und lief auf den Tasten herum, daß es spielte. Da mußten wir laut auflachen. Unser Herr Lehrer sagte zu ihm: „Du kannst schön spielen.“ Ein andermal kam es mit einem Mäuslein in die Küche. Das Mäuslein zitterte vor Angst. Schneewittchen ließ es immer springen, dann packte es das Mäuschen wieder. Zuletzt fraß es Schneewittchen voller Vergnügen. Gestern abend brachte es eine Ratte. Als diese schon tot war, spielte es noch mit ihr. Ein andermal kam Schneewittchen wie ein Kaminfeger in den Speisesaal, es hatte sich nämlich im Ruß gewälzt. An unserem Schneewittchen haben wir eine große Freude.

119. Aichinger, tu die Katz naus!

Gestern abend, als wir den Arbeitssaal putzten, schrie Betsch immer: „Miau, miau, miau!“ Da sagte der Aufseher Christoph: „Aichinger, tu die Katz naus, hörst sie denn nicht schreien?“ Aichinger suchte die Katze. Als er sie aber nicht finden konnte, sagte er: „Ha, wo bist denn, Lompekatz?“ Christoph sagte: „Grad ist sie zur Tür hinaus ins Kastenzimmer, fang sie nur tapfer!“ Betsch ging nun vor die Türe hinaus und schrie dort sein „Miau“, dabei kratzte er an der Wand. Christoph rief: „Mach, daß die Katz naus läßt, ehs zu spät ist; wenn was passiert, mußt du's aufputze!“ Aichinger suchte und suchte mit großem Eifer, aber die Katze fand er nicht. Da nahm Betsch eine schwarze Pelzkappe, legte sie auf seinen Arm, ging zu Aichinger hin und sagte: „Mulle, Mulle, tu nur dein Kopf unter mein Arm nunter, daß dir der bös Aichinger nix do kann.“ Aichinger hielt die Pelzkappe wirklich für eine schwarze Katze.

120. Die Mausjagd.

An einem warmen Sommertag spielten ich und meine Kameraden auf einem Sandhaufen. Da sagte ein Kamerad zu mir, ich solle in den Garten gehen und acht Lattenstücke holen. Ich ging

in den Garten. Als ich eine Latte aufhob, sprang eine Maus hervor. Ich ging schnell wieder zu meinen Kameraden und sagte es ihnen. Die sechs Knaben nahmen Prügel und ich auch; dann gingen wir in den Garten und schmissen die Latten auf die Seite. Da wuselte es von Mäusen, und wir schlugen 20 tot, 6 kamen noch davon.

121. Die Maus im Bett.

Gestern abend, als wir im Bett waren und schliefen, kam eine Maus aus einem Loch heraus und an die Bettlade vom Rösle Seeg. Als Rösle das merkte, machte sie: „Gsch, gsch." Dabei hatte sie sehr Angst. Auf einmal hüpfte die Maus in ihr Bett und auf ihr Kopfkissen. Als Rösle das sah, sprang sie aus ihrem Bett und schrie, wie wenn man sie am Messer hätte. Wir wachten an ihrem Geschrei auf. „Wer hat denn da so wüst geschrieen?" rief Berta Körner. Alle wachten nach und nach auf. Rösle stand an meinem Bett und weinte. „Geh wieder in dein Bett, die Maus ist schon fort", sagte Kindermann. „Ja, du würdest auch nicht gehen, wenn eine Maus in deinem Bett wäre", jammerte Rösle Seeg. Sie blieb immer stehen, bis wir sagten: „Schlüpfe zu einem Kleinen ins Bett hinein, morgen stopfen wir Glasscherben in das Mausloch, dann vergeht ihr das Kommen." Als alles wieder ruhig war, schlug es 2 Uhr. Da wachte Klara Sulz auf und sagte: „Habt ihr auch den Mann schreien hören?" Nun mußten wir wieder von neuem lachen. Am andern Abend hatte 's Rösle noch Angst, obwohl Glasscherben im Mausloch waren und auf dem Loch ein Stein. Sie hatte einen dicken Prügel bei sich im Bett, daß wenn die Maus wiederkomme, sie dieselbe totschlagen könne.

122. Do hasch a Päckle.

Als wir vor einigen Wochen den Heubarn ausputzten, fingen wir 37 Mäuse, alte und junge. Wir schlugen sie alle tot und legten sie in eine Zigarrenschachtel hinein. Da dachten wir einen Streich aus. Wir machten ein Päckchen, schrieben eine Adresse darauf und pappten eine alte Marke hin. Dieses schöne Päckchen gab ich einem Mädchen. Ich sagte zu ihm: „Do hasch a Päckle, der Herr Inspektor hot mers gebe, i soll's dir brenge." „Do isch mei schwarzer Schurz

dren," sagte das Mädchen voller Freude. Als wir sahen, daß es sich so freute, freuten wir uns auch, und wir sagten zu ihm: „Laß' ons dein Schurz au sehe." Schnell machte das Mädchen das Päckchen auf, aber es fand keinen Schurz, sondern 37 Mäuse. Da grillte sie hinaus, ließ die Schachtel fallen, sprang davon und schrie immer: „O weh, o weh!" Wir aber lachten uns schier zu tot.

123. Der Marder.

Heute mittag, als wir droschen, zog Bühr eine Garbe weg. Da sah er etwas in den Garben liegen. Er rief: „Gottlob, in den Garben liegt ein Marder!" Wir ließen alles stehen und sprangen hinauf. Gottlob stellte den Motor ab und kam herauf. Er nahm einen Prügel, stupfte hinein und sagte: „Geht weg, wenn er herauskommt." Als sich aber nichts rührte, packte Müller mit der Hand den Marder und holte ihn heraus. Als wir untersuchten, war der Marder eine Unterhose und ein Unterleibchen, welche Gottlieb versteckt hatte. Da lachten wir zusammen. Wir zogen Gottlieb die Sachen an, aber er ließ sich's nicht gefallen. Da zog Müller die Unterhose und das Leibchen an, und er sah aus wie ein Bayas.

124. Die Rattenschlacht.

Unser halber Schweinestall war mit Stroh gefüllt. Am Sonntag holte Müller den letzten Bund heraus, da wuselte es von Ratten. Er ließ den Bund fallen und schlug die Türe zu; nun waren sie eingesperrt. Das Loch, welches zum Jungviehstall führt, wurde so gut als möglich zugestopft. Nun sollte die Schlacht beginnen. Müller, Schäfer und Raisch kamen mit Stecken bewaffnet in den Stall. Jetzt ging ein solches Geprügel los, daß es den Ratten ganz bange wurde. In ihrer Verzweiflung sprangen sie an den Wänden auf und ab, andere kletterten an den Fenstern empor, um sich zu retten, aber alles war vergebens. Oft meinte man, die Schlacht gehe zu Ende, aber immer wieder entdeckte man neue Ratten. Alle wurden niedergemetzelt. Ihre Zahl stieg auf fünfzehn. Nun war die Schlacht aus. Schäfer und Müller packten die Ratten an den Schwänzen und begruben sie.

125. Hans will sich nicht waschen lassen.

Wir haben ein Pferd, welches Hans heißt. Dieses wird jeden Sonntag gewaschen. Das muß Gottlob besorgen. Die Knaben stehen herum und schauen zu. Wenn man an die Füße kommt, schlägt Hans hinaus, oder er wirft die Eimer um. Um das zu verhüten, kommen die Knaben und streicheln ihn. Aber er schlägt doch hinaus. Da bekommt er manchmal einige Schläge vom Gottlob. Wie es das Pferd macht, so macht es auch ein ungezogenes Kind und schreit mörderisch, wenn es ans Waschen geht.

126. Schulmeisterles.

An einem Sonntage regnete es, da durften wir nicht spazieren gehen. Das freute uns sehr, denn bei Regenwetter ist es draußen nicht schön. Da taten wir Schulmeisterles. Berta war unser Lehrer. Wenn sie uns etwas fragte, sagten wir es immer falsch. Sie nahm dann den Stecken und schlug uns Tatzen hinauf. Sie ging nun zur Aufseherin und holte ihre Brille. Als sie kam, lachten wir alle, da tat sie die Brille wieder herunter. Sie fragte uns: „Was ist 8 mal 8?" Da sagten wir alle: „64." Sie gab jedem Schläge, denn sie meinte, 8 mal 8 sei 68. Da sagten wir: „Die will unser Lehrer sein und kann selber nichts." Sie lachte aber und sagte: „Seid ihr gleich still, oder ihr bekommt noch einmal!" Endlich wurde es Abend, und wir mußten zum Essen. Da sagte sie: „Es ist genug für heute, am nächsten Sonntag tun wir wieder."

127. Ein Zickle Pägore.

Einmal gingen wir auf die Kreuzwiese, um das Heu zu wenden. Da fand Weilmann ein Papier von einem Päckchen Zichorie. Da sagte er: „Ach, da habe ich ein Zickle Pägore von meiner Mutter, die hat es verloren, als sie vom Markt kam."

Lange darnach mußte ich für Frau Reiff ein Päckchen Zichorie holen. Da fiel mir sofort das „Zickle Pägore" ein.

„Grüß Gott, Herr Kreh!“ „Grüß Gott, Kleiner, was kriegst?“ „Ich möchte ein Zickle Pägore.“ „Was willst?“ „Ein Zickle Pägore.“ „Sag's auch noch einmal.“ „Ein Zickle Pägore.“ „Ja, was soll denn das sein? das haben wir nicht.“ „Ach, ein Päckchen Zichorie.“ „So, jetzt ist's wieder anders.“

128. Ein Traum.

Vor Ostern dachte ich immer an den Osterhasen. Da träumte es mir einmal des Nachts.

Ich bekam Besuch. Dieser brachte mir viele zuckerige Hasen und eine zuckerige Lokomotive. Diese stellte ich auf den Boden. Auf einmal standen zwei Männer da und ließen die Lokomotive springen. Ich sprang ihr immer nach, aber ich konnte sie um alle Welt nicht fangen. Ich war immer einen Schritt hinter ihr. Auf einmal stand ich auf der Lokomotive und sie sprang mit mir weiter. Nun fing es an zu regnen, wie mit Kübeln geschüttet, aber es war dabei sehr heiß, daß ich schwitzte. Auf einen Schlag verschwand alles, ich meinte, ich sei von der Lokomotive heruntergefallen. Ich wachte auf, und da lag ich auf dem Boden neben meinem Bett. Ich hatte so geschwitzt, daß ich ganz naß war.

129. Mein Finklein.

Eines Tages sahen Buben ein Finklein, welches ein lahmes Flügelein hatte und nicht fliegen konnte. Die Buben fingen es und brachten es uns. Das war eine Freude, als die Buben das Finklein brachten. Wir taten das arme Tierchen zuerst in den Öhrn. Aber in dem Öhrn war es zu kalt für das arme, kranke Tierchen, und ich tat es in die Stube. Da gefiel es ihm gleich, und es fühlte sich wie daheim. Es fand gleich ein Plätzchen hinter dem Papierkorb, und ich gab ihm gleich ein Apfelschnitzchen zum Essen und ein bißchen Wasser, wenn es Durst hatte. Den ganzen Tag hüpfte es in der Stube herum, und wenn es Nacht wurde, ging es unter den Sofa und schlief. Eines Tages hüpfte das Finklein auch im Zimmer herum. Auf dem Boden stand ein Kochhafen, in welchem

etwas drin war. Da hüpfte es auf den Rand des Kochhafens, und wir mußten Angst haben, ob es nicht hineinmache. Von da hüpfte es auf den Koksfüller und dann auf das Tischchen, das am Ofen steht. Da stand auch etwas auf einem Untersätzchen, und das Finklein hüpfte gleich auf den Rand des Tellerchens. Eines Morgens hüpfte das Finklein nicht wie sonst hervor. Wir suchten nach ihm und schauten unter den Sofa und dachten: „Vielleicht schläft es noch." Ach, mein Finklein war tot. Ich und ein paar Mädchen begruben das Finklein. Wir gruben ein kleines Loch, legten es hinein, machten das Loch zu und steckten Blättchen hinein. Ein paar Mädchen schrieben auf ein Zettelein: „Ruhe sanft!" und pappten das Zettelein an ein Stöcklein und steckten es hinein. Nun hatte das Finklein Ruhe.

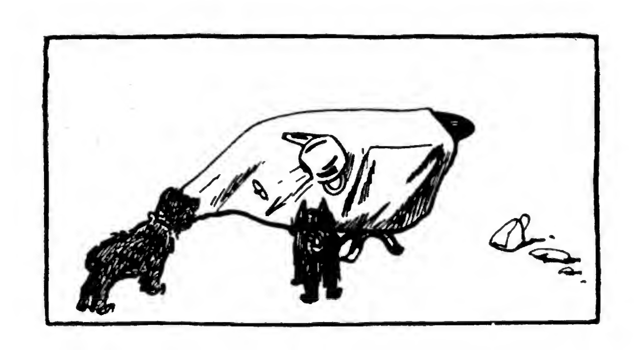
130. Mein Eichhörnchen.

Voriges Jahr ging mein Vater an einem Sonntagmorgen in den Wald. Als er so gemütlich lief, da erblickte er auf dem Boden ein Gewusel. Er ging hin, um zu schauen, was das sei. Als er hinkam, erblickte er ein junges Eichhörnchen. Das Eichhörnchen war vom Baume heruntergefallen. Es wollte an einer jungen Eiche hinauf, aber diese war zu glatt, deshalb fiel es herunter. Mein Vater nahm seine Kappe und deckte es zu. Dann nahm er sein Taschentuch und tat's hinein. Vor lauter Freude ging er gleich wieder heim. Als er zur Türe hereinkam, fragten wir ganz freudig: „Was hast denn da?" Er langte einen Vogelkäfig und ließ das Eichhörnchen hineinspringen. Alles stand um den Tisch herum und schaute in den Käfig hinein. Anfangs war das Eichhörnchen nicht lustig, nach und nach wurde es lustiger. Mein Vater machte ihm einen großen Käfig, holte einen Ast von einer Buche und tat ihn in den Käfig hinein. Wenn mein Vater am Samstag abend nach Eßlingen ging, brachte er jedesmal ein Pfund Haselnüsse mit. Mein Vater gab ihm dann 4—5 Nüsse. Das Eichhörnchen trug sie in sein Häuschen hinauf, das im Käfig war und hob sie auf. Wenn es alle hinaufgetragen hatte, hing es mit den hintern Füßen an den Ast hin und schaukelte. Wenn es genug hatte, ging es in sein

Häuschen und schaute oben heraus. Wenn es müde war, machte es ein Mittagsschläfchen.

Anmerkung: Diese Erlebnisse stammen teilweise aus der Zeit, in welcher die erzählenden Kinder der Anstalt noch nicht übergeben waren. Nr. 129 ist von meinem eigenen, zur Zeit der Niederschrift neunjährigen Pflegekind verfaßt, ebenso Nr. 82a, 50b.





b) Erzählungen.

131. Bosheit zweier Hundegeschwister.

Ein vornehmes Fräulein hatte zwei zierliche Hunde. Diese behandelte sie wie Kinder. Sie waren aber noch jung, deshalb auch boshaft. Einmal hatte das Fräulein Besuch. Dieser war im Besuchszimmer. Das Fräulein ging in den Keller, um Wein zu holen. In dem Wohnzimmer war der Teetisch gedeckt. Das sah der boshafte Beti und fing an, an der Teedecke zu zupfen. Philax sah das. Schnell sprang er hin und half ihm. Aber wie erschraken sie, als das Teegeschirr auf einen Schlag am Boden lag! Der Besuch sprang schnell ins Zimmer, weil er das Klirren hörte. Da kam auch gleich das Fräulein. In der Verlegenheit konnte sie kaum ein Wort sprechen. Nun führte sie den Besuch ins andre Zimmer. Aber dann! — Dann nahm sie einen Stecken und schlug beide dermaßen durch, daß sie kläglich schrieen. Zudem wurden sie noch eingesperrt und durften zwei Tage das Zimmer nicht mehr betreten.

132. Das Hundemütterchen.

Eine Familie in dem Dorfe Renningen hatte ein Mädchen von zehn Jahren. Dieses hatte an den Hunden eine große Freude, deshalb kauften die Eltern ihrem Kind ein Hündlein, welches es

sehr lieb gewann. Wenn das Kind von der Schule kam, fragte es zuerst nach seinem Hund. Wenn es ihm die Milch gab, nahm es den Pudel, aus welchem es als Kind getrunken hatte und sagte zu ihm: „Komm, liebes Schätzchen, du bekommst einen Pudel." Dann spielte und sprach es mit ihm, wie mit einem Kind. Das wurde im ganzen Dorfe bekannt, deshalb hieß man das Mädchen nur „Hundemütterchen".

133. Die liebe Lene.

Eine Frau hatte ein Kind, an welchem sie mit ganzem Herzen hing. Wo sie hinging, nahm sie ihre Lene mit. An einem Abend saß die Mutter mit der Lene ganz friedlich beisammen. Da sprach die Lene: „Mutterle, wenn i groß be, no versorg i di guat, gelt." Die Mutter sagte: „Das freut mich." Eines Tages hatte die Mutter Wasch. Sie ging fort, um etwas zu holen. Als sie zurückkam, sah sie die Lene auf dem Schemel stehen und waschen. Da sagte die Mutter zu ihr: „Du wirst ja ganz naß." Lene antwortete: „I will dir doch helfe." Überall, wo sie ihrer Mutter helfen konnte, half sie ihr.

134. Die stolze Fanny.

Fanny war ein stolzes Mädchen von 18 Jahren. Sie war sehr eitel. Eines Abends wurde sie zu einer Visite eingeladen. Jetzt brannte sie sich Locken. Aber wie erschrak sie! sie hatte ihre Haare verbrannt. Sollte sie mit verbrannten Haaren zur Visite gehen! Nein, das wollte sie nicht. Sie blieb zu Hause. Von jetzt an lockte sie ihre Haare nimmer, sondern ließ sie, wie sie waren.

135. Freude im Haus.

Ein Elternpaar hatte zwei Kinder, Emilie und Fritz. Einmal kaufte die Mutter Krautköpfe. Als die Mutter diese brachte, kamen die Kleinen schon voller Freude mit einem Messer daher gewackelt und sagten zu der Mutter: „Mutter, wir wollen auch das Kraut helfen putzen." Sie durften es auch. Immer wieder mußten die Kleinen vor Freude lachen. Als sie mit Putzen fertig waren, schnitt die Mutter das Kraut ein. Als sie es mit dem Stämpfel einstampfte, halfen die Kleinen auch, was sie königlich freute. Als das Kraut sauer war, schmeckte es den Kleinen gut, besonders wenn die Mutter Fleisch in dem Kraut kochte.

136. Der Rittersporn.

An einem frischen Sommermorgen ritt ein stolzer Ritter über Feld. Als er an ein Kornfeld kam, stieg er ab, lief in das Kornfeld hinein und ergötzte sich an den vollen Ähren. Der Boden war aber von einem Regen schlüpfrig geworden. Deshalb blieb ihm sein Sporn in dem Schmutz stecken. Der Ritter merkte das aber nicht und ging weiter. Als er eine gute Strecke fort war, wollte er seinem Pferd die Sporen geben. Aber wie erschrak er, als er plötzlich seinen Sporn nicht mehr hatte! War er doch ein Andenken an seinen seligen Vater. Zudem war er aus feinem Silber. Voll Angst ritt er wieder zurück. Endlich erkannte er das Kornfeld wieder. Da fiel ihm plötzlich eine wunderschöne, blaue Blume ins Auge. Er betrachtete sie genau und bemerkte, daß sie seinem Sporn sehr ähnlich war. Er wollte sie abpflücken. Zu seiner großen Freude sah er, daß neben der Blume sein Sporn lag. Solange er fort war, war neben dem Sporn eine Blume gewachsen. Weil die Blume die Form eines Sporns hatte, nannte er sie „Rittersporn". Dieser Name ist ihr auch geblieben.

137. Wie die Spinne ihren Namen bekam.

Es war einmal eine Witwe, deren Sohn von ihr fortgegangen war. Sie mußte sich nun mit Spinnen ernähren. Aber das trug ihr nicht viel ein. Sie wußte sich nur spärlich zu ernähren. Darum spann sie oft bis in die tiefe Nacht hinein. Eines Morgens wollte sie wieder spinnen, als um das Spinnrad ein großes Gewebe war. Sie schaute es genauer an und bemerkte, daß ein Tierlein daran hing. Sie sagte nun: „Das Gewebe sieht gerade so aus, wie wenn es gesponnen wäre. Also nenne ich das Tierlein „Spinne"."

138. Das Stiefmütterchen.

Ein Mann hatte eine Frau. Die wurde schwer krank und starb. Da nahm er eine andre Frau. Die Kinder hatten zuerst ein wenig Angst vor ihr. Als sie aber sahen, daß sie so freundlich war, faßten sie Vertrauen zu ihr. Es wurde bald im ganzen Dorf bekannt, daß die Stiefmutter so lieb war. Der Vater und die Kinder gingen einmal spazieren. Da sahen sie ein kleines Pflänzchen,

das sie sehr gern hatten. Sie wußten gar nicht, wie sie es heißen sollten. Da sagte der Vater: „Höret, Kinder, jetzt weiß ich, wie wir das Pflänzchen heißen. Ihr habt doch die Stiefmutter so gern, deswegen heißen wir es jetzt „Stiefmütterchen“.“

139. Entstehung der vier Flüsse auf dem Fichtelgebirge.

Vor vielen hundert Jahren hauste auf dem Fichtelgebirge ein mächtiger Riese namens Erfindrius. Dort hatte er ein schönes Schloß stehen, geschmückt mit allerlei Herrlichkeiten. Eines Tages dachte er: „Wie wäre es, wenn von jeder Seite meines Schlosses ein silberheller Strom sich ergießen würde!“ Schnell sprang er ins Haus, brachte einen ungeheuren Kessel Wasser und schüttete den ganzen Inhalt in der Richtung nach Osten aus, daraus entstand die Eger. Einen zweiten schüttete er nach Westen, daraus entstand der Main. Dann schüttete er einen Kessel voll nach Süden, daraus entstand die Naab. Zuletzt schüttete er einen Kessel voll nach Norden, aus welchem die Saale entstand. Als Erfindrius das sah, war er ganz glücklich. Damit hatte er auch den Menschen einen großen Gefallen getan. Auch seinen Namen erhielt er von dieser Erfindung. Aber plötzlich war Erfindrius samt seinem Schloß verschwunden.

Anmerkung: Obwohl man nicht vom „Erfinden“ eines Flusses reden kann, so lasse ich diesen Ausdruck doch gelten, sowie auch den Ausdruck „Erfindrius“, der Originalität halben.

140. Max und Moritz.

Max und Moritz gingen einmal auf das Feld, um Äpfel zu stehlen. Sie kamen an einen schönen Garten, in welchem die besten Sorten Äpfel wuchsen. „Hier essen wir, bis wir genug haben und lassen es uns recht schmecken,“ sprach Moritz. „Ja“, entgegnete Max. „Aber sollen wir unseren Kameraden nicht auch etwas bringen?“ fragte Moritz. „Ach, die brauchen nichts, wenn nur wir genug haben“, antwortete Max. Es waren schon einige Stunden vergangen. Da auf einmal öffnete sich die Gartentüre, und der Eigentümer trat herein. Schnell schlüpften sie in ihre Säcke und gaben keinen Laut mehr von sich. „Schon zu spät, ihr Halunken, wartet, euch will ich!“ rief zornig der Eigentümer, trat zu den

Säcken, band sie zu und ließ sie liegen. So mußten die Schlingel bis am Abend in den Säcken bleiben. Am Abend kam der Eigentümer und ließ sie gehen. Nun hatten sie, statt genug gegessen, sehr Hunger.

141. Ein Schwabenstreich.

Einst bauten die Schwaben ein Haus. Als sie das Dach deckten, fiel einem schlauen Schwaben ein: „Man muß das Kamin auch zudecken, sonst regnet es hinein." Sofort wurde eine Steinplatte auf das Kamin gelegt. Bald war das Haus fertig, da bezogen die Schwaben dasselbe. Als aber die Frau anfing zu kochen, fing es an zu rauchen, daß man in der Küche fast erstickte. „Was ist denn da los?" dachten die Schwaben, „wir haben doch alles gut gemacht." Als sie nun im ganzen Haus nachschauten, bemerkte einer, daß das Kamin zugedeckt war, weshalb der Rauch nicht hinauskonnte. Nun berieten die Schwaben, was da zu machen sei. „Die Platte kann man nicht ganz wegtun, sonst regnet es ja herein, und drauflassen kann man sie auch nicht, sonst kann der Rauch nicht hinaus," sagten die Schwaben. Endlich sagte der Gescheiteste: „Da muß einer von uns so oft die Frau kocht in das Kamin hinauf und die Platte heben." Gesagt, getan. Sofort stieg einer hinauf. Doch nach kurzer Zeit fiel er herunter und war tot, er war im Rauch erstickt.

142. Münchhausen auf der Eisbärenjagd.

Einmal ging Münchhausen nach Grönland, um eine Eisbärenjagd zu halten. Mit einigen flinken Hunden an einen Schlitten gespannt fuhr er der Schneeebene entlang. In der Ferne sah er einige Eisbären sich am Boden fortschleppen. Er kam ihnen bis auf einige hundert Meter nahe. Als sie den Schlitten erblickten, flohen sie nach allen Seiten und sprangen, was ihre Füße nur ertragen konnten. Nur einer blieb da. Dieser sprang voller Wut auf Münchhausen zu und wollte ihn zerreißen. Münchhausen wußte sich aber zu helfen: er sprang mit einem Satz in den Rachen des Bären, und ehe dieser beißen konnte, war Münchhausen schon den Hals hinuntergeschlüpft. Münchhausen nahm nun eine Kerze aus seiner Tasche und zündete sie an. Nun sah er das schöne, fette

Fleisch, da gelüstete es ihn. Er nahm seine Pfanne aus seinem Rucksack und schnitt Stück um Stück ab, machte ein Feuer aus den Knochen und briet von dem Fleisch so lange fort, bis der Bär nur noch aus Haut bestand. Nun schlüpfte er heraus, wickelte das Fell zusammen und ging heim. Daheim erzählte er, wie gut ihm der Bärenbraten geschmeckt habe. Das Fell liegt in seiner Stube vor dem Sofa.





c) Personifizierungen aus der Natur (Fabeln).

143. Der Specht.

Der Specht wußte früher gar nicht, wie er seine Nahrung auf-treiben sollte. Einmal ging er in die Stadt und kam an einen Bau, der noch nicht ganz fertig war. Da sah er, wie ein Maurer immer an einen Stein hinklopfte. Nun dachte er: „Ich möchte auch so klopfen können, daß die Stücke so hinausfahren." Er klopfte an einen Stein, aber dieser war ihm zu hart. Da flog er an einen Baum und fing dort an zu hämmern, daß die Rinde ringsum weg-flog. Plötzlich entdeckte er unter der Rinde einige Würmer und Käfer. Er fraß sie schnell auf und merkte, daß sie recht gut schmeckten. Nun wußte er, wo er seine Nahrung finden konnte. Seitdem sieht man die Spechte immer an den Bäumen hämmern.

144. Die Birke.

Die Birke ging einmal spazieren. Da begegneten ihr andere Bäume. Die spotteten sie aus, weil sie gar keine schöne Farbe hatte. Da dachte sie: „Ich möchte doch auch so schön sein, wie diese." Sie ging wieder heim. Da nahm sie weißen Puder und puderte sich ein. Eines Tages wollte sie den Puder wegwaschen. Aber wie er-

schrak sie, als sie ihn nicht mehr wegbrachte! Sie muß nun in der größten Hitze ganz bleich draußen stehen, man könnte meinen, es fehle ihr etwas.*)

145. Die Linde.

Die Linde hatte eine ganz besondere Gewohnheit. Wenn sich nämlich an den Sommerabenden die Bauern an einem Platz im Dorfe versammelten und über das und jenes sprachen, so kam mit eiligen Schritten die Linde dahergekeucht und lauschte auf das Gespräch. War es etwas, das ihr gefiel, so blieb sie da und freute sich, eine Neuigkeit zu wissen. Wenn die Leute sich verliefen, ging sie auch und erzählte des andern Tags ihren Freundinnen, was sie gehört hatte. Diese lobten sie dann recht. Das gefiel ihr gut. Manchmal aber konnte sie kaum mehr wegkommen, so gerne hörte sie zu. Endlich dachte sie: „Ich bleibe da, da kann ich immer hören, was in der Welt vorgeht." Wie sie gedacht hatte, so kam es. Wenn die müden Bauern abends in ihrem Schatten saßen und sprachen, was heute passiert war, so freute sie sich königlich, es auch zu wissen. Daher sieht man die Linden meistens mitten im Dorf oder auf einem freien Platz stehen.

146. Die Palme.

Eine Familie wurde aus ihrer Heimat vertrieben. Die Vertriebenen kamen durch eine wüste Einöde. Sie wünschten sich immer, unter einen schattigen Baum zu kommen. Endlich kamen sie an eine Palme. Da sprach das Kind: „Wenn nur der Baum auch größere Blätter hätte." Das hörte die Palme. Voll Mitleid streckte sie ihre Arme über die Familie her und spreizte ihre Finger auseinander, daß ihre Blätter so groß wie ein Rad wurden. Das sah der Vater. Am andern Tage machte er sich eine Hütte unter die Palme und pflanzte einen Acker an, daß sie ohne Sorge leben konnten. Er pflanzte aber auch junge Palmen an, diese verkaufte er dann und gewann viel Geld. Den Leuten gefielen besonders die Blätter gut. Wäre die Palme nicht so mitleidig gewesen, so wäre sie auch nicht so berühmt geworden.

---

*) sie sei krank.

147. Das Vergißmeinnicht.

An einem schönen Tage kam ein Engel auf die Erde. Er strich alle Blumen an und gab jeder einen Namen. Als alle angestrichen waren, hatte er eine vergessen. Diese bat: „Vergiß meiner nicht.“ Er strich diese auch an und nannte sie „Vergißmeinnicht“.

148. Das Tannenbäumchen.

An einem Wintertage waren alle Bäume fröhlich beieinander. Aber was geschah! Es kam ein Mann und holte ein Kind von der Tannenfamilie, ohne ein Wort zu sprechen. Die Familie weinte, und die Frau Tanne fragte den Mann: „Was willst du mit unserem Kinde?“ Der Mann aber verstand das nicht und nahm das Kind fort. Da wurde es in eine Wohnung gebracht. Hier erlebte es allerlei. Man schmückte es mit Glaskugeln, mit Goldfäden und anderen Schmucksachen. Es sah auch, wie die Sachen für die Kinder unter es gelegt wurden. Als die Kinder hereinkamen, hatten sie eine große Freude an dem Bäumchen. Es brannten Lichter an ihm. Es hörte, wie die Kinder es bewunderten, und wie eins oder's andere laut aufjubelte. Nun fing es auch an, freudig zu werden. Unterdessen vergaßen die Eltern das Trauern um ihr Kind.

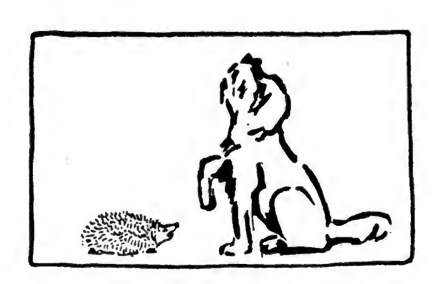
149. Die Erdbeere und die Schlehe.

Einmal gingen zwei Schwestern in dem Walde spazieren. Da hörten sie, wie die Schlehe mit der Erdbeere stritt, welche von ihnen die Leute am gernsten hätten. Die Schlehe sprach: „Von meinen Blüten macht man Tee und die Kinder essen meine Früchte gerne.“ Die Erdbeere sagte: „Ich habe schöne, rote Beeren, die sind nicht sauer wie die deinigen, sondern zuckersüß. Nicht nur das: von mir bereitet man Gesälze, welche sehr gut sind.“ Die beiden Schwestern dachten: „Da hat die Erdbeere recht, sie sollte nicht Erdbeere heißen, sondern Himmelsbeere.“

150. Der Igel.

Vor vielen, vielen Jahren versammelten sich alle Tiere. Nur der Igel kam nicht. Das erzürnte den König der Tiere, und er sprach: „Wir sollten diesem Kerl doch eine Strafe geben!“ So er-

klärte er ihn für vogelfrei. Jeder, der ihn sah, durfte ihm tun, was er wollte. Aber bald erfuhr es der Igel durch einen guten Freund, den Maulwurf. Er besann sich, was da zu machen sei. Endlich fiel ihm etwas ein. Er dachte: „Ich will zu den Dornbüschen gehen und ihnen Stacheln abkaufen, dann mache ich mir ein Stachelkleid." Gesagt, getan. Noch am gleichen Tag ging er in den Wald, kaufte sich Dornen und machte sich ein Stachelkleid. Eines Tages suchte der Hund den Igel. Im Wald begegnete er ihm. Er fuhr gleich auf ihn los und wollte ihn erwürgen. Aber wie erschrak er! er hatte sich in die Schnauze gestochen. Mit großem Geheul lief er zu den anderen Tieren und erzählte, was geschehen war. Von jetzt an getraute sich niemand mehr an den Igel hin.



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Klein-Elsbeth und die Welt. Von Betty Hertel.

Geschichten aus einem Kinderleben für solche, die Kinder liebhaben. Mit Buchschmuck von Franz Hein. geb. M. 2.—

Aus einem Briefe von Professor Conrad an die Verfasserin: Verehrtes Fräulein, nein, Kritik dürfen Sie von mir nicht verlangen. Diese allerliebste kleine Elsbeth und Kritik! Ich bitte Sie! Aber meinen Eindruck sag' ich Ihnen gern. In erster Linie ist alles fabelhaft klug gemacht. Das wäre ein doppeldeutig Lob, herrschte das Kluge in Ihrem Manuskript auf Kosten des Poetischen. Zuweilen fast, aber selten. Die Schönheit bleibt Siegerin bis zum Schluß. In zweiter Linie bewundere ich Ihre weise Ökonomie. Sie malen mit sparsamen Farben und werden nie eintönig oder künstlerisch ermüdend. Statt Ökonomie könnte ich auch sagen: Ihre sprudelnde Frische. Und dazu beglückwünsche ich Sie besonders.

Und anläßlich der Widmung des Buches schrieb Conrad: „Welch ein anmutiges, sinniges Menschenkind in ihrer ernsten Holdseligkeit und reinen Lebensneugier, diese Elsbeth."

Inhalt: Wie klein Elsbeth eine Philosophin wurde. — E. sucht eine Seele und findet keine. — E. Gedanken über die Auferstehung. — E. Zuflucht zum heiligen Antonius. — Wie E. nach dem Leben forschte. — E. Antwort auf Geisterspuk. — Wie E. von der Schöpfung erzählt. — E. will nicht vor Menschen knien. — Warum E. sich zum Zölibat entschließt. — E. will vom Christkind nicht öffentlich beschert werden. — E. Gedanken über die Erbsünde. — Wie E. eine Ferienkolonie baut — Himmel und Hölle nach E. Sinn. — E. findet ihr Glück in der Heimat. — E. baut Kartenhäuser. — E. lernt den Tod kennen.

Das Elend unserer Jugendliteratur. Von Heinrich Wolgast

Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. 3. Auflage. (5. u. 6. Tausend. Geh. M. 2.40, in Leinwand gebunden M. 3.—

Vom Kinderbuch. Von Heinrich Wolgast.

Gesammelte Aufsätze. Geh. M. 1.60, gebunden M. 2.20.

Wolgasts „Elend unserer Jugendliteratur" will auch in der nun vorliegenden 3. Auflage seine wichtige Aufgabe erfüllen, die Augen für das auf dem Gebiete der Jugendliteratur herrschende Unwesen zu öffnen. Noch prangen auf tausend und abertausend Weihnachts- und Geburtstagstischen, selbst in gebildeten Familien, wertlose Jugendschriften, weil die Eltern keine Ahnung von der Öde und Unkultur ihres Inhalts haben. Noch finden Autoren, die den Geschmack der Jugend verderben, in Schülerbibliotheken liebevolle Aufnahme, vielfach aus Gründen politischer Art, die einerseits auf einer Überschätzung der politischen Wirkungen, die durch dichterische Mache erzielt werden kann, andererseits auf einer Unterschätzung des stillen Einflusses, den die Lektüre unserer Nationalliteratur auf Gesinnung und Haltung der Menschen auszuüben imstande ist.

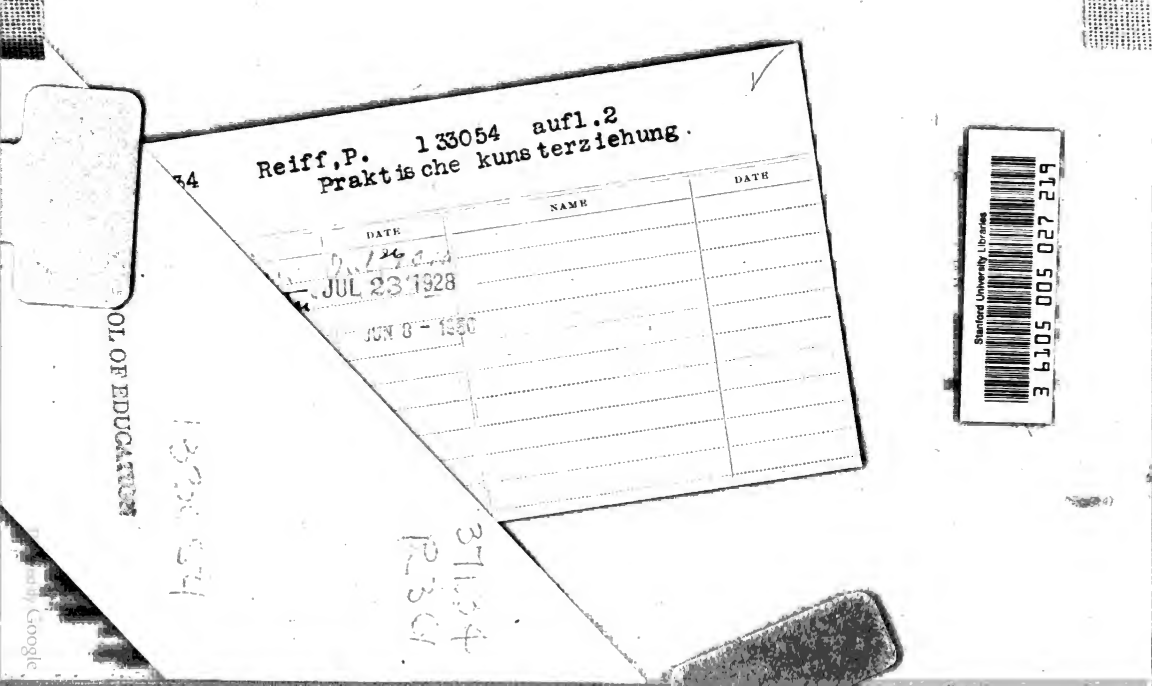
Während die eben genannte Schrift von allgemeinen Erwägungen ausgehend, eine Reform der Jugendliteratur auf Grund einer literarischen und pädagogischen Kritik und mit dem Ziele der literarischen Genußfähigkeit befürwortet, richten sich die in der Sammlung „Vom Kinderbuche" enthaltenen Aufsätze auf einzelne besondere Gebiete der Reformbewegung. Die Fragen „Was und wie sollen unsere Kinder lesen", der religiösen und politischen Tendenz in Jugendschriften werden erörtert, ferner die Wichtigkeit der „Kinderreime", „Einrichtung und Ausnützung der Schülerbibliothek", „Backfischliteratur" und „die verderbliche Literaturgattung des Grossobuches".

Bild-Betrachtungen. Leipziger Lehrerverein.

Arbeiten aus der Abteilung für Kunstpflege des Leipziger Lehrervereins. Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein. Mit 13 Vollbildern und 27 Textillustrationen. geh. M. 2.—, geb. M. 2.40.

Die vorliegenden Bild-Betrachtungen gründen sich auf eingehende Untersuchungen, aus denen neben mancherlei anderem klar hervorging, daß das Kind sehr wohl imstande ist, Bildkunst zu genießen, und daß eine geeignete unterrichtliche Behandlung durchaus diesem Genießen nicht zuwider läuft. Einer solchen unterrichtlichen Behandlung will das Buch dienen. . . . Es wird besonders brauchbar in der Hand des Lehrers sein, der selbst arbeiten möchte und dem dazu die notwendige Anregung fehlt.




Reiff, P. 133054 aufl. 2
Praktische kunsterziehung.
DATE
NAME
DATE
JUL 23 1928
JUN 3 - 1930
OL OF EDUCATION
Stanford University Libraries
3 6105 005 027 219

